Vollständiges homilietisches Werk

zum bequemen Gebrauche für wirkliche und künftige

Seelensorger

in der Stadt und auf dem Lande.

Herausgegeben von
Joseph Lauber,
Doktor und Professor der Theologie.

Achter Band.

Enthält Reden für einige ausserordentliche Umstände.

Wien,
bei Franz Joseph Rötzl, k. k. privilegirten Buchhändler am Anfange der Singerstrasse.

1796.

Neue
Kanzelreden
bei einigen
ausserordentlichen Umständen.

Bearbeitet

von

Joseph Lauber,
Doktor und Professor der Theologie.

Wien,
bei Franz Joseph Rötzl, k. k. priv. Buchhändler am Anfange der Singerstrasse.
1796.

Vorrede.

Endlich erscheint der achte Band meines homilietischen Werkes, der meinem ersten Vorsatze nach niemals hätte erscheinen sollen. Nachdem ich aber von vielen Herren Seelensorgern bin angegangen worden, Re-

den über solche Gegenstände bekannt zu machen, welche hier wirklich vorkommen, so habe ich mich endlich entschlossen aus den vielen bereits hierüber gehaltenen einige wenige zu sammeln, sie in ein kleines Bändchen zusammenzufassen, und sie meinen geehrtesten Lesern vor Augen zu legen. Ich wünsche, daß sie Beifall finden möchten; und daß sie dienlich seien diejenigen meiner Herren Mitkollegen, die ohnehin mit zu vielen Arbeiten beschäftiget sind, in Fällen zu erleichtern, wo sie über die hier vorkommenden Gegenstände zu reden haben.

Alle in diesem Bande enthaltene Reden sind wirklich vorgetragen worden: eine jedoch ist nicht von mir, sondern von einem andern Priester, einem meiner besten Freunde. Sie ist eine Gelegenheitsrede; die aber hier mit Weglassung mehrerer Stellen, und mit einigen Veränderungen erscheint: wozu mir der Herr Verfasser selbst die schriftliche Erlaubniß ertheilet hat. Sie fängt an auf der 155. Seite, und verdienet wegen der Vortreflichkeit der Grundsätze, die sie zusammengedrängt in sich enthält, besonders gelesen zu werden.

Ich wollte zwar mehrere Reden noch in diese Sammlung aufnehmen; allein die Betrachtung, daß der Band zu dikk werden könnte, und daß einige derselben Gegenstände enthielten, über welche die Seelensorger als Seelensorger niemals zu reden haben, hat mich bewogen mein Vorhaben aufzugeben. Die letzte Ursache war es auch vorzüglich, warum ich die drei Trauerreden, die ich bei dem traurigen Hintritte dreier aufeinander folgender, bei dem Hause Oesterreich unvergeßlicher Monarchen, Marien Theresiens, Josephs des Zweiten und Leopolds, des Zweiten an der hohen Schule in Mähren

gehalten habe, nicht abdrukken ließ, ungeachtet ich einigen meiner werthen Leser feierlich versprochen habe, sie hier erscheinen zu lassen.

Mit diesem Bande schließt sich das ganze Werk, in so ferne es geeignet ist zur Verfertigung ganzer Reden zu dienen. Nun werden Katechesen oder Christenlehren folgen; von denen zwar schon ein beträchtlicher Theil fertig in meinem Pulte liegt: jedoch kann ich bis nun zu die Zeit, den Ort, die Art der Herausgabe derselben noch nicht bestimmen.

Dieses war es, was ich nothwendig erinnern zu müssen glaubte.

Uibrigens bitte ich Gott um seinen Segen, daß Er diese meine Arbeiten zu seiner Ehre und zum Nutzen meiner Nebenmenschen wolle gedeihen lassen.

Wien den 15. Novemb. 1795.

Der Verfasser.

Inhalt

der in diesem Bande enthaltenen Reden.

Seite

Predigt bei Gelegenheit einer Rekrutenaushebung; gehalten am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten — — 1

Inhalt. Man hat nicht Ursache sich zu betrüben, wenn die Kinder Soldaten werden müssen.

Anmerkungen über die vorhergehende Rede - — — — — — — 34

Predigt (zweite) bei eben dieser Gelegenheit; gehalten am siebenzehnten Sonntage nach Pfingsten — — — — 36

Inhalt. Es ist unbillig zu murren, wenn die Kinder Soldaten werden müssen.

Seite

Predigt bei dem Abmarsche der Truppen ins Feld; gehalten am Sonntage Septuagesima — — — — 66

Inhalt. Soldaten können gute Christen; gute Christen aber müssen auch gute Soldaten sein.

Sittenrede. bei einem Dankfeste nach erhaltenem Siege — — — — 88

Inhalt. Die Freude über den erhaltenen Sieg soll mässig und tugendhaft sein.

Anmerkungen über die vorhergehende Rede — — — — — — — 112

Rede bei Gelegenheit eines öffentlichen Gebethes wegen des glükklichen Anfanges eines Krieges oder Feldzuges. 114

Inhalt. Wir sind schuldig dem Landesfürsten die Zubereitungen zum Kriege zu erleichtern, und zu Gott zu bethen, daß Er Segen und Glükk unsern Waffen ertheile.

Anmerkungen über die vorhergehende Rede — — — — — — — 152

Rede (zweite) bei eben dieser Gelegenheit 155

Inhalt. Wir müssen Gott nach der Er=

Seite

mahnung des Apostels für unsern Monarchen danken, und für alles das Gute, das uns durch dessen sanfte Regierung zukömmt.

Rede bei Gelegenheit des Dankfestes nach geschlossenem Frieden — — 179

Inhalt. Der Frieden hat uns sehr vieles Gutes verschaffet: wir müssen also Gott dafür würdig danken, und dieses Gute zum Nutzen unserer Seele anwenden.

Predigt. Von der königlichen Macht gehalten am Sonntage nach dem Festtage des heiligen Heinrichs — — 197

Inhalt. Wer sich der königlichen Macht widersetzet, der handelt wider die Religion und wider die Vernunft.

Predigt über die anständige Freiheit; gehalten am Sonntage Septuagesima — — — — — — — 231

Inhalt. Welche Freiheit dürfen wir zu erlangen uns bestreben; und welche müssen wir fliehen?

Rede bei der feierlichen Einführung eines Pfarrherrn in seine Pfarre — 258

Seite

Inhalt. Was ein Christ von seinem Seelensorger erwarten kann und darf, und was er von ihm nicht mit Rechte fordert.

Rede (zweite) bei eben dieser Gelegenheit — — — — — — — 282

Inhalt. Der Christ ist schuldig gegen seinen Seelensorger zu haben, kindliches Zutrauen, Folgsamkeit und wahre Liebe.

Anmerkungen über die vorhergehende Rede — — — — — — — 311

Skelet einer Rede bei Gelegenheit der ersten Messe eines neugeweihten Priesters — — — — — — — 312

Predigt

an dem 15. Sonntage nach Pfingsten gehalten im Jahre 1788.

Bei Gelegenheit einer Rekrutenaushebung.

Text. Da sie nun der Herr sah, erbarmte Er Sich über sie, und sprach zu ihr: Weine nicht. Luk. 7. Hauptst. 13. Vers.

Eingang.

Trauriger Zufall! Eine arme Wittwe, unfähig sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, ernähret von dem Fleisse eines guten, muntern und arbeitsamen Jünglinges, ihres Sohnes, verliert ihn, diesen ihren Ernährer, und hat Niemanden, der ihre

grauen Haare vor dem Elende schützet; Niemanden, der ihren Hunger stillet; Niemanden, der Mitleiden mit ihren Schwachheiten trägt: sie weinet; und wer wird es ihr Uibel nehmen? Todt ist ihr einziger Trost; todt ihre Unterstützung; nicht mehr ist er unter den Lebendigen: warum sollte sie nicht weinen? Warum aber, christliche Mütter, sehe ich dann in euren Augen Thränen, Trübsinn in euren Gesichtern? Warum seid dann ihr, ihr Väter, traurig und niedergeschlagen? Sind dann euch etwann auch Söhne gestorben? Mir scheinet, ihr sagtet: Gestorben? Wären sie doch gestorben! Wir wüßten, daß ihnen dann gut wäre: aber sie sind Soldaten; sie mußten es werden, und das — das schlägt uns darnieder!

O, meine Christen, wenn es so ist, so erlaubet mir, daß ich die Worte des Erlösers wiederhole, die Er der weinenden Wittwe gesagt hatte. **Weine nicht**! Ja, mein männlicher Christ, und du, meine fromme Christinn, weinet nicht; ihr habt nicht Ursache dazu. Was kann einem vernünftigen Menschen Thränen entlokken? Nichts als ein

Unglükk, ein Uibel, das entweder ihn selbst, oder einen andern, den er eben so sehr als sich selbst liebet, betrift, oder doch bevorsteht. Ist dann aber der Soldatenstand ein Unglükk? Ist er ein Uibel? Nein, Geliebteste, das ist er nicht: er ist es nicht in Ansehung des körperlichen Zustandes; und ist es nicht in Ansehung des Zustandes der Seele. Weinet also nicht; leget ab alle Traurigkeit.

Dieses ist die Wahrheit, Andächtige, die ich euch heut vorzutragen Willens bin; ich sage nämlich, ihr habet nicht Ursache, euch zu betrüben, wenn eure Kinder zu Soldaten sind genommen worden, oder noch sollten genommen werden: denn der Soldatenstand ist kein Unglükk; er ist kein Unglükk in Ansehung ihres körperlichen Zustandes; dieses zeige ich im ersten Theile: der Soldatenstand ist kein Unglükk in Ansehung des Zustandes ihrer Seelen; dieses zeige ich im zweiten Theile. Ich hoffe, ihr werdet mir eure Aufmerksamkeit um so viel mehr schenken, da diese Wahrheit für euch höchst wichtig ist, und euch gewiß jenen Trost ertheilen wird, den ihr eben jetzt am meisten

vonnöthen zu haben scheinet. Vernehmet mich!

Erster Theil.

Ihr haltet es für ein Unglükk, wenn eure Söhne Soldaten werden müssen: aber ihr irret. Worin soll dann eigentlich das Unglükk, das mit diesem Stande soll verbunden sein, bestehen? Wäre der Stand schon für sich selbst ein Unglükk, so müßten alle Soldaten unglükklich sein: aber, daß nicht alle Soldaten unglükklich sind, könnet ihr euch leicht selbst überzeugen. Gehet hin; verfüget euch in die Kasermen; fraget jeden einzelnen Mann, ob er darum, weil er Soldat ist, unglükklich seie; und viele, ich versichere euch, viele werden euch eingestehen, daß sie es nicht sind. Habt ihr niemals eine ganze Schar Kriegsmänner lachen, scherzen, singen, munters Muthes sein gesehen? O ihr werdet solche Menschen mehr im Soldatenstande, als unter dem Bauervolke antreffen. Sind das Zeichen; sind es Folgen des Unglükkes? O wer das

glaubte, müßte niemals Unglükkliche gesehen haben.

Worin soll denn das Unglükkliche bestehen? Welcher Mensch ist dann unglükklich? Wir nennen unglükklich diejenigen, denen das mangelt, was ihnen nothwendig ist. Oder nennet ihr einen andern Menschen unglükklich? Gewiß nicht. Nun so gestehet mir ein, daß gerade der Soldatenstand den Menschen nicht unglükklich machet. Was mangelt dem Soldatenstande? Freilich, ich gestehe es euch ein, Uiberfluß bringt dieser Stand nicht mit sich; Lekkerbissen und Zukkerwerk setzet er nicht auf die Tafel: aber hat dann in diesem Stükke der Bauerstand etwas zum Voraus? Uiberschüttet dann euer Stand euch mit unzähligen Reichthümern? Schmükket euer Stand eure Tische mit Kostbarkeiten aus? Weil ihr nun das in eurem Stande nicht findet, seid ihr dessenthalben unglükklich? Nein, werdet ihr sagen; nein, wird jeder Vernünftige sagen. So erlaubet mir also auch zu sagen, daß der Soldat dessenthalben, weil er keinen Uiberfluß und keine Lekker-

bissen bringt, nicht unglükklich ist. Oder worin besteht dann sein Unglükk?

Haltet doch, meine Christen, den Stand eines Kriegers mit dem Stande eines Landmannes zusammen, und nach dieser Zusammenhaltung urtheilet, ob ihr mit Rechte eure Kinder unglükklich nennen könnet, da sie dem Stande sind einverleibet worden, der uns vor der Ungerechtigkeit auswärtiger Feinde beschützet, und vor der Bosheit einheimischer Wüstlinge sicher stellet? Das, was ihr bei jenem für ein Unglükk werdet halten wollen, werdet ihr bei dem eurigen auch finden, oder ihr werdet an dessen statt vieles andere finden, was euch weit näher zum Unglükke führet, als sie.

Ein Landmann, werdet ihr vielleicht sagen, kann sich durch vielen Fleiß, durch anhaltende Arbeit auch zuweilen einiges vorräthiges Geld, einiges Vermögen, das er eben nicht nothwenhig brauchet, sammeln. Ja, ihr habt Recht, meine Christen; das kann aber der Soldat auch thun: er hat müssige Stunden genug, um für sich zu arbeiten, wenn er nur will. Wenn er des

Tages auch einige Stunden auf der Wacht steht, oder sich in seinen Stellungen oder Handgriffen übet, so hat er doch noch immer eben so viele und mehrere Stunden übrig, in denen er von diesen gesetzlichen Arbeiten frei ist; in denen er also eine andere Arbeit unternehmen kann nach seinem Wohlgefallen, um sich einiges Geld zu ersparren, das er jetzt nicht nothwendig hat, aber vielleicht in künftigen Tagen nothwendig haben wird. Freilich, wenn er auch müssig geht, und nichts arbeiten will; wenn er seine Zeit mit eiteln Reden, mit unerlaubten Scherzen, mit muthwilligem Tadel anderer Menschen zubringt, dann wird er sich nichts für künftige Zeiten ersparren können: aber gewinnt denn der Landmann durch Müssiggang etwas? Muß nicht er auch seine Kräfte anspannen? O! der Müssiggänger gewinnt in keinem Stande etwas: der Arbeitsame, der Fleissige aber in einem jeden. Von dieser Seite betrachtet also, worin besteht dann das Unglükk, das den Soldatenstand mehr als den Landmann drükket?

Werfet aber, liebste Christen, einen

Blikk auf die gewöhnlichen Arbeiten des Soldaten und des Bauers, und dann fraget euch wieder selbst, ob ihr eure Kinder unglükklich schätzen könnet, da sie von eurem Stande in den Stand eines Kriegers übergetreten sind. Ich weiß, ihr werdet nein sagen müssen. Wie sauer sind eure Arbeiten! Wie beschwerlich fallen euch die ganzen langen heissen Sommertage, die ihr auf dem Felde, die ihr in den Weingärten, die ihr in dem Walde zubringet! Wenn die heissen Sonnenstrahlen euch den ganzen Tag hindurch den kahlen Scheitel brennet; wenn ihr gebükket gegen die Erde volle zwölf und vierzehn Stunden, und wohl noch mehr euch am Abende fast nicht fähig genug findet, nach Hause zurükkezukehren; wenn ihr hinter dem Pfluge oder an der Sichel oder mit der Hakke im Walde Bäche von Schweisse vergiesset, und mit ihnen eure beßten Lebenssäfte verlieret; wenn ihr unter der Last des Tages und der Hitze beinahe verschmachtet, seid ihr wohl glükklicher als der Soldat auf seinem Wachorte? Oder vielmehr seid ihr nicht viel unglükklicher als jener ist?

Wahr ist es, der Soldat hat seine ermüdenden Arbeiten; aber so lange er nicht im Kriege ist, dauert diese bei Weitem nicht so viele Stunden nacheinander, wie eure Arbeiten unaufhörlich dauern. Er steht zwei Stunden Wache, und ruhet wieder viere derselben aus: ihr aber fanget eure Arbeiten frühe an, und schliesset sie spät Abends. Der Soldat kann sich vor dem Sturmwinde oder der gar zu heissen Sonne unter seiner hölzernen Wachthütte — ihr nennet sie Schilderhaus — schützen: ihr müsset alle Ungemache der Witterung ausstehen, ohne ein Mittel zu haben, euch dawider sicher zu stellen; nur die Geduld übriget euch, und diese ist euch nothwendig, um nicht unter dem Drukke zu unterliegen. Der Soldat kömmt nach Hause, und findet das von seinen Kameraden zubereitete Mittagmahl fertig: ihr nicht; eure von Arbeit abgematteten, vom Hunger entkräfteten, von Sorgen abgehärmten Gemahlinnen auch nicht. Sie müssen noch erst aufs neue euer Abendbrod zubereiten: wessen Loos ist nun mehr zu bedauern? Eures, oder jenes der Solda=

ten? Ich lese eure Antwort auf euren Gesichtern: ihr findet den Stand des Soldaten weit glükklicher, als euren: worin besteht demnach das Unglükk eurer Söhne, daß sie Soldaten werden mußten, oder wenn sie es künftighin noch werden müssen?

Lasset uns eine andere Seite betrachten. Wie oft arbeitet ihr das ganze Jahr mit unermüdetem Fleisse; strenget eure Kräfte an; erschöpfet sie, und hoffet eine segenvolle Belohnung, und findet euch dennoch am Ende in eurer Hoffnung betrogen? Ein zu trokkenes Wetter dörret die Wurzeln in der Erde aus, und der Halm kann weder wachsen, noch Frucht bringen. Ein gählinger Sturmwind bricht die jungen Bäume in der Mitte entzwei, und wirbelt das abgemähte Gras von den Wiesen hinweg, und zerstreuet es in tausende Orte rings herum. Ein plötzlich entstandener Hagel zerknikket die schon zeitigen Kornähern, und die schon reifen Trauben der mühsam bearbeiteten Weinstökke. Und was ist alsdann der Lohn aller eurer Bemühungen? Schaden auf allen Seiten. Kann wohl jemals der Soldat in diesen

Fall kommen? Zerschlägt ihm der Hagel etwas an seinem Eigenthume? Schmälert ein unmässiger Regen, eine zu lange anhaltende Dörre sein Einkommen? Wahrhaftig nicht. Bei eiureissender Hungersnoth werden euch wohl die Bissen kleiner vorgeschnitten; dem Soldaten aber nicht: er bekömmt sein gleiches Brod Gewicht, das Korn mag im Werthe steigen, oder fallen. Wer ist nun in dieser Rücksicht glükklicher? Seid ihr es, oder sind es die Soldaten? Ich glaube nicht, daß es jemanden nur träumen könne zu sagen, daß in diesem Stükke die Soldaten unglükklicher seien, als ihr.

Lasset uns noch weiter gehen. Der Landmann wird bettlägerig; der Soldat auch. Gott! welch ein Unterschied unter beiden! Der Soldat hat seinen Leibarzt, den er nicht bezahlen darf; er hat seinen geschikkten Wundarzt, der ihn des Tages hindurch wenigstens zweimal besuchet um den Gang der Krankheit zu erkennen, und die Arzeneien darnach einzurichten; er hat alle nothwendigen Arzeneien und Hilfsmittel, die er alle, ohne einen Heller auszulegen, em-

pfängt. Hat dann aber auch der arme Landmann, wenn er krank darnieder liegt, eben diese Vortheile? Muß er nicht den Arzt, den er rufen läßt, bezahlen; theuer bezahlen; oft wegen der Entfernung viel theurer, als ihn der weit bemitteltere Städter bezahlet? Wie selten bekömmt er noch über das seinen Arzt zu sehen? Wie viele gefährliche Abstuffungen kann die Krankheit unterdessen bekommen? Und wer pflegt dann des kranken Landmannes? Muß nicht oft das ganze Hausgesind den Tag über der Feldarbeit nachgehen, und der leidende Kranke hat unterdessen keine menschliche Seele, die ihm nur einen Trunk Wasser reichen könnte: der Soldat hingegen liegt im Spitale, hat seine Aufwärter, die ihm zur rechten Zeit seine Arzeneien, seine Speise und Trank bringen, und ihn mit allen Nothwendigkeiten versehen, ihm alle mögliche Dienste leisten. Erwäget dieses alles, und säget mir, ob hierinfalls der Soldatenstand unglükklich mache: ich weiß, ihr werdet sagen, auch in Krankheiten seie der Soldat noch glükklicher, als der arme verlassene Landmann.

Und wie leicht könnet ihr das sagen? Empfindet ihr denn nicht die Last, die euch drükket? Und sehet ihr nicht die Erleichterung dieser Last, die der Soldatenstand gewähret. Glaubet nicht, meine Christen, daß ich darum euch eure Müheseligkeiten vor Augen lege: damit ihr über euren Zustand solltet unzufrieden sein, oder murren; nein, das ist meine Absicht keinesweges: ich will euch nur eure Unbilligkeit anschauend darstellen, die ihr begehet, wenn ihr glaubet; wenn ihr saget, die, welche den Soldatenstand selbst freiwillig ergreifen, oder zu ergreifen bemüssiget sind, seien unglükklich. Wahrhaftig, wenn ihr so redet, so versündiget ihr euch wider die Wahrheit: denn sie sind nicht unglükklich, wenigstens nicht unglükklicher, als sie gewesen wären, wenn sie in den Stand des Kriegers nicht getreten wären; ihr lästert den Monarchen, der so väterlich für seine Soldaten sorget; ihr versündiget euch wider die öffentliche Ruhe und das allgemeine Beste, da ihr dadurch Murrer und unruhige Köpfe erwekket; ihr handelt selbst wider das Beste eurer Kin-

der, da ihr ihnen durch eure Reden schwere Herzen und betrübte Tage verursachet, und also wirklich wenigstens auf eine Zeit unglükklich machet! Würdet ihr nicht christlicher; würdet ihr nicht vernünftiger handeln, wenn ihr ihnen selbst Muth einsprächet, und ihnen den Gedanken eines Unglükkes, soferne sie ihn in den Kopf gesetzet hätten, ausredetet? Ich hoffe, ihr werdet es in Hinkunft thun.

Aber vielleicht denket jemand aus euch: Ja wenn ewig Frieden wäre, so gieng es an: allein der Krieg; der Krieg machet sie unglükklich. Noch zweifle ich, Geliebte, ob ihr Wahrheit redet; jedoch die Sache will ich auch nicht weitschichtiger untersuchen; nur das ist gewiß, daß auch in diesem Stükke, auch im Kriege der Soldat nicht unglükklicher ist, als ihr, meine liebsten Zuhörer, es seid. Wahr ist es, die Arbeiten vermehren sich damals für den Krieger; er ist Tag und Nacht dem Ungestümme des Wetters ausgesetzet; Streit wechselt mit Marsche, und Marsch mit Streite ab: aber ist es nicht auch wahr, daß oft Ruhe und

müssige Zeit genug übrig bleibt, in der er seine Kräfte wieder erholen kann? Aber du beschäftigter Landmann fängst mit dem ersten Frühlingswetter an deine saure Arbeit auf dem Akker, auf der Wiese, im Weinberge, im Walde, und schliessest sie nicht ehe, als mit dem späten Herbste; und kannst du dann im rauhen Winter deine Hände ruhig im Schoosse liegen haben? So gar hier zeigt es sich, daß der Soldat eben nicht unglükklicher ist, als er wäre, wenn er Landmann hätte bleiben können.

Eines nur hat den Anschein, als wäre es ein ganz eigenes Unglükk des Standes eines Kriegers, und dieses Eine, was ist es? Die im Kriege sich oft ereignenden Verwundungen. Diese haben aber auch nur den Schein, als brächten sie wahres Unglükk; unterdessen dennoch betrügt dieser Schein, und die Sache selbst ist ganz anderst. Verwundet sich dann nicht auch oft der Landmann bei seinen täglichen Arbeiten? Wie leicht schneidet sich mancher mit der Sichel oder Sense bei seiner Heuärndte, oder bei dem Kornschnitte! Wie leicht ma=

chet er sich eine tiefe Wunde mit der Hakke im Walde, wenn er Bäume zu seinem Gebrauche fället, oder aber eine Quetschung von einem Stükk Holzes, und dergleichen! Wie viele zählet ihr dann unter euch, die nicht ein oder das andere Mal bald leichter, bald schwerer sind verwundet worden? Dagegen zählet ihr nicht Soldaten nach Tausenden, die auch viele Jahre im Kriege zugebracht, vielen Schlachten oder Belagerungen beigewohnet haben, ohne nur die mindeste Wunde oder Narbe aufzeigen zu können?

Besteht also nicht auch diese Art Unglükkes mehr in eurer Einbildungskraft als in der That selbst? Ihr möget den Soldatenstand betrachten, wir ihr immer wollet, so findet ihr nicht, daß er den Menschen, der sich ihm freiwillig oder auch gezwungen widmet, von Seite des Körpers, in Ansehung seines körperlichen Zustandes unglükklicher machet, als euer Stand. Und wahrhaftig, meine Christen, euer Stand ist nicht der unglükklichste auf Erde; der Stand des Landmannes für sich selbst genommen, ist nicht unglükklich: er hat sogar in sich

die Quelle des wahren Menschenglükkes, welches demselben hienieden auf diesem Erdenrunde kann zu Theile werden. Der Jüngling also, der denselben verlassen hat, der unter der Kriegesfahne dienet, ist nicht unglüklich: weil er nicht unglüklicher ist, als er gewesen wäre, wenn der Feldbau, der Weinbau seine Bestimmung, seine Beschäftigung geblieben wäre. Vielleicht denket ihr in diesem Augenblikke auf die tausendfache Todesgefahren, die dem Streiter auf dem Schlachtfelde, bei Belagerungen umgeben? Denket nicht daran, meine Christen; wir müssen hievon eben so reden, wie ich erst von Verwundungen geredet habe; wir können gar nicht anderst davon reden. Aber noch über das verheisse ich euch ein anderes Mal auch über diesen Punkt vollkommen zu beruhigen. So zeigt es sich also klar genug, daß der Soldatenstand durchaus für eure Söhne und Brüder kein Unglükk ist in Ansehung ihres körperlichen Zustandes.

Zweiter Theil.

Aber auch, wenn ich den Zustand der Seele eines Menschen betrachte, so ist der Stand eines Soldaten kein Unglükk. Wann könnte man sagen, daß dieser Stand für sich allein genommen ein Unglükk des Menschen ausmache? Damals nur, wenn er denselben nothwendiger Weise in schwere Sünden zöge, und in die Gefahr der ewigen Verdammniß stürzte. Das aber, meine lieben Christen, können wir ohne Lästerer zu sein nicht sagen. Dieser Stand, wir mögen ihn von was immer für einer Seite betrachten, führet zu keinem Laster, hält von keiner eigentlichen Tugend ab. Was sollte also für eine Seelengefahr mit demselben verbunden sein? Wollet ihr aber meinen Worten keinen Glauben beimessen, so entdekket mir jenes Laster, zu dem dieser Stand unmittelbar führet; zeiget mir an jene Tugend, an welcher derselbe hinderte. Könnet ihr mir aber weder dieses noch jenes überzeugend darstellen, nun dann so schenket meinen Worten euren Beifall, euren

Glauben. Nein, auch das fordere ich nicht von euch: ich will meine Worte beweisen.

Wie? Wird manche fromme, für das Seelenheil ihres Sohnes bekümmerte Mutter sagen; wie? sollte der muntere Jung in keiner Gefahr sein seine Seligkeit zu verlieren? Werden nicht hunderte, die in ihrer Unschuld zum Soldatenstande kommen, zu den gröbsten Lastern verführet? Wie oft wird der reinste Jüngling zur schändlichsten Unkeuschheit, der Nüchternste zur Trunkenheit und Schlemmerei, der Sanfteste zur Grausamkeit, der Frömmste zu schrecklichen Flüchen, der Gottesfürchtigste zur verstokktesten Freidenkerei verleitet? Sind das keine Laster, die den Menschen sowohl in diesem Leben noch, als auch in dem künftigen unglükklich machen? O meine Christen, dieses werde ich niemals in Abrede stellen: ich bin von der Wahrheit dessen, was ihr hier gesagt habt, und noch weitschichtiger hättet sagen können, vollkommen überzeugt: allein nur das behaupte ich, daß die Folge, die ihr aus dieser Wahrheit ziehet, sich daraus nicht ziehen läßt.

Werden im Soldatenstande Unschuldige zu Lastern verführet, so folget doch nicht daraus, daß dieser Stand dem, der ihn erwählet hat, oder auch hat ergreifen müssen, unglükklich machet, oder doch unglükklicher, als er ausser dem gewesen wäre, wenn er in diesen Stand nicht gekommen wäre; selbst in Ansehung seiner Seele folget es nicht.

Denn erstens frage ich euch: werden dann nur allein im Soldatenstande junge Menschen zu Lastern verführet? Geschehen nicht auch in jedem andern Stande ähnliche Verführungen? Nennet mir einen Stand, in dem es nicht Boshafte giebt, die den Unschuldigen, der sich neben ihnen in eben demselben Stande befindet, in gleiches Laster zu ziehen suchen; nennet mir ihn: ich kenne keinen; aber ich will mich belehren lassen, wenn ihr mir einen aufzuweisen fähig seid. Geschieht in andern die Verführung nicht zu eben jenen Lastern, die im Soldatenstande üblich sind, so geschieht sie zu andern; vielleicht nicht zu solchen, die so sehr in die Augen der Menschen fallen, aber den-

noch zu solchen, die vor den Augen des allwissenden Gottes eben so verwerflich sind. Ich will nichts reden von den Lastern, die in Städten herrschen, in denen Stolz und Hochmuth, in denen die Freigeisterei, oder vielmehr eine nur auf den Schein angenommene Verachtung der geoffenbarten Religion, in denen eitle Pracht und Verschwendung zum Nachtheile der Armen, so zu sagen, zu Hause sind. Ich rede nur vom Lande, nur von eurem Stande, meine liebsten Christen.

Und von diesem sage ich, daß auch die Verführungen leicht geschehen; daß sie oft geschehen; daß also eure Kinder in dieser Rücksicht eben nicht böser daran sind, da sie im Soldatenstande sich befinden, als wenn sie bei dem väterlichen Heerde geblieben wären, und sich mit dem Pfluge, mit der Sichel, mit dem Weinmesser beschäftiget hätten. Saget mir, meine Geliebten, rede ich unrecht? Ich will euch nicht kränken; ich will euch nicht Vorwürfe machen; ich will euch nur zur Erkenntniß der Wahrheit führen. Sehet ihr dann nicht täglich vor euren Augen jun-

ge Bursche, beinahe möchte ich sagen: Kinder zur Trunkenheit verführet? An euren Kirchtagen, an euren andern Volksfesten, sehet ihr niemals Buben mit zwölf, mit vierzehn Jahren betrunken auf der Gasse herumtaumeln, tolle Streiche ausüben, über die die besser Gesinnten aus euch sich oft ärgern, die Unweisen aber in lautes Gelächter ausbrechen? Uiberzeuget mich, daß ich falsch geredet habe, wenn ihr es zu thun im Stande seid. Zweifelt ihr aber noch an meinen Worten, so bemerket es am nächsten Volksfeste, an nächster Kirchweihe. Kühn kann ich mich zum vorhinein darauf berufen, und ich weiß leider! nur gar zu gewiß, daß sich Beispiele von dem, was ich gesagt habe, genug finden werden. Seid aufmerksam auf das, was um euch herum geschieht, und ihr werdet mir gestehn, daß ich die lautere Wahrheit geredet habe. Woher kann das bei so jungen Leutchen geschehen? Verführet sind sie, verführet vor euren Augen; verführet von einigen aus eurer Mitte; verführet durch das Beispiel der Aeltern, und

durch die Lokkworte der Jüngern, die eben diesem Laster ergeben sind.

Was ich von dem Laster der Trunkenheit gesagt habe, das kann, das muß ich zum wahren Betrübnisse meines Herzens noch von andern Lastern sagen. Ist nicht die Hartherzigkeit gegen die Nebenmenschen bei allen, fast ohne Ausnahme, zu finden? Wie viele Raufereien und Schlägereien entstehen bald in diesem, bald in jenem Orte! Hier raufen miteinander Herren, dort Knechte; hier Väter, dort Söhne; und, was das Betrübteste ist, nach verübten Schlägereien, bei kaltem Geblüte rechtfertigen sie noch ihre That; heissen sie noch gut; behaupten, sie hätten recht gethan; und dadurch erst verführen sie andere zu gleichem Laster. Bemerket, liebe Christen, wie wenig solche Verführer die wahre Religion kennen. Paulus zählet insgemein die Raufereien unter jene Laster, die vom Reiche Gottes den Menschen ausschliessen. Leset seine Worte in dem Sendschreiben an die Galater; sie sind deutlich: ihr werdet sie verstehen. Mit diesem Laster ist oft noch ein anderes verbunden,

das aus gleicher Quelle aus der Hartherzigkeit und Lieblosigkeit herkömmt: die Gewohnheit nämlich, euren Nachbarn zu hintergehn, zu überlisten, zu beschädigen; lauter Handlungen, die nur verschiedene Arten von Betrügereien sind. Herrschen diese nicht unter dem Landvolke? Werden sie nicht von den Alten ausgeübet, und von den Jungen nachgeahmet? Der Vater akkert eine Furche von dem Akker des Nachbars weg; der Sohn sieht es, und akkert die zweite weg. Ist hier nicht Verführung zum Laster des Betrugs, des Diebstahls? Sollte ich noch mehr Arten der Beschädigungen bald in Gärten, bals in Wäldern, bald anderstwo anführen? O ich bin dieser Mühe überhoben: ihr kennet sie ohnehin besser, als ich sie euch erklären kann.

Ich muß noch ein anderes Laster berühren, wozu ebenfalls auch unter euch, Geliebte, viele Jünglinge verführet werden; das Laster des Fleisches, der fleischlichen Unreinigkeit. Mein Gott! vergeht wohl ein Jahr, wo nicht auch in kleineren Oertern einer oder der andere unschuldige Jüngling zu

diesem eben so schändlichen als höchst verderblichen Laster verführet wird. Erlaubet mir, daß ich mich hierüber nicht weitschichtiger heraus lasse; ihr seid von dieser traurigen Wahrheit ohnehin überzeugt; oder ihr müßtet nur mit offenen Augen nichts sehen. So sind dann also eure Söhne, meine lieben Väter und Mütter, selbst in euren Häusern, selbst in ihren Wohnörtern eben nicht sicherer als im Soldatenstande. Saget nur nicht, daß bei Soldaten diese Verführungen häufiger sind, als bei dem Landvolke: ihr würdet die Unwahrheit reden, wenn ihr dieses sagtet. Das ist wahr, man bemerkt es leichter bei jenen als bei diesem: weil ihrer mehr beisammen auf einem Haufen sind, als bei dem Landvolke.

Wolltet ihr aber sagen, bei dem Soldatenstande werden alle zu Lastern verführet; wie sehr würdet ihr irren! O die Verführungen sind dort bei weitem nicht allgemein. Es giebt auch unter Soldaten manche fromme, gerechte, sanftmüthige, nüchterne Männer; die auch Tugend und Rechtschaffenheit, Sittsamkeit und Ehrbarkeit sehr

hoch schätzen; die die Religion in hohen Ehren halten; die im Felde mit Muth fechten, und ausserdem werkthätige und empfindsame Liebe gegen ihre Nebenmenschen äussern; die also nicht zum Laster verführet worden sind. Werdet ihr dieses läugnen wollen? O liebe Christen, das erwarte ich nicht von euch: ihr würdet entweder gar nicht wissen, was unter dem Kriegsvolke vorgeht; oder boshaft genug sein, die Wahrheit, die ihr erkennet, muthwilliger Weise zu läugnen. Das Erste glaube ich nicht, und das Zweite vermuthe ich noch weniger. Sind nun viele unter Soldaten der Verführung entgangen; warum wollet ihr nicht auch getrost hoffen, daß eure Söhne ebenfalls denselben entgehen können, entgehen werden? Hoffet dieses, liebste Christen, und der traurige Gedanken von der Gefahr des Seelenheils bei dem Soldatenstande wird bald aus eurer Seele verschwinden.

Hoffet es; ihr könnet es hoffen: oder ihr würdet über euch selbst ein übles Urtheil fällen. Ihr scheinet euch über diese meine Rede zu verwundern: aber verwundert euch

nicht; höret vielmehr meinen Beweis. Daß ein Mensch verführet wird, liegt nicht an dem Stande, in dem er sich befindet; liegt nicht einmal vorzüglich in den bösen Gesellen, mit denen er umgeht, obwohl diese vieles zur Verführung beitragen: hauptsächlich liegt die Schuld in der Leidenschaft dessen, der verführet wird. Ein Mensch, der zu einer bösen Sache keine Neigung hat, wird so lange, als er dieselbe nicht hat, auch nicht leicht dazu verleitet werden: man muß ihm ehe Neigung dazu einflössen, und hierzu wird eine lange Zeit erfordert: und selbst die längste Zeit ist nicht hinreichend dazu bei dem, der in der Jugend gelehrt ist worden, seine Leidenschaften zu dämpfen; niemals ehe zu handeln, als die Sache nach den Regeln der Vernunft und des Christenthumes ist erwogen worden. Habt ihr eure Kinder auf diese Art in ihrer ersten Jugend geleitet; habt ihr ihnen diese Grundsätze beigebracht, was besorget ihr euch so sehr? Habt ihr sie aber nicht so geleitet und belehret: dann müßtet ihr fürchten, daß sie könnten verführet werden, in was immer für einen Stand

sie auch getretten wären; aber auch dann müßtet ihr euch selbst die Schuld zuschreiben: denn ihr hättet wahrhaftig eure Pflichten, die Pflichten christlicher Eltern vernachlässiget.

So sehet demnach, liebe Christen, daß es für eure Söhne, auch in Ansehung ihres Seelenheiles nichts weniger als ein Unglükk zu nennen sei, daß sie zu dem Soldatenstande sind genommen worden. Ihr habt die Religion noch in Ehren, und selbst die äusseren Gebräuche verdienen in euren Augen eure ganze Hochachtung: denn ihr seid überzeugt, daß die äusserlichen Gebräuche die innerliche Hochachtung erhalten, und vermehren; im Gegentheile glaubet ihr, und glaubet es mit Recht, daß ein Mensch, bei dem alle äusserlichen Zeremonien nicht mehr geachtet, oder auch nicht mehr gesehen werden, selbst die innerliche Hochachtung für die ganze Religion, und ihre Sittenlehre und andere Sätze ganz nach und nach verlieret. Sehet ihr nun nicht, daß selbst bei dem Soldatenstande Anstalten genug gemachet sind, um sie durch den äusserlichen Gottes-

dienst in dem innerlichen zu erhalten; zu bestärken? Haben sie nicht ihre eigentlichen Priester und Prediger? Werden sie nicht zur Messe an Sonn- und Feiertagen; werden sie nicht zur jährlichen Beicht um die Zeit der Ostern angehalten? Erlaubet man ihnen nicht auch sonst dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, wenn sie dazu Lust haben, und nicht durch nothwendigere Geschäfte verhindert werden? Sind sie in diesem Stükke übler daran, als eure Knechte und Mägde? Was haben eure Söhne also in dieser Rükksicht verlohren, da sie sich dem Stande gewidmet haben, über den ihr so betroffen seid? Oder was werden sie verlieren, wenn sie sich ihm noch widmen werden? Erkennet doch die Wahrheit, daß es nur Vorurtheil ist, wenn ihr behaupten wollet, eure Kinder seien unglükkselig in Ansehung ihrer Seele durch den Soldatenstand geworden.

Und wie? Haben sie denn nicht alle Mittel ein frommes Leben zu führen, so wie sie sie in jedem andern Stande würden gehabt haben? Sie haben Priester; sie haben re-

ligiöse Anstalten, wie ich schon gesagt habe: sie können sie also zu ihrem Besten anwenden. Sie haben unter sich immer einige gute, fromme Männer, die ihnen gute Beispiele geben: sie können dieselben nachahmen. Sie haben oft müssige Stunden: sie können sie anwenden etwas Geistliches zu lesen. Sie bekommen Erlaubniß ihre Eltern, ihre Anverwandten zu besuchen und wiederum von ihnen besuchet zu werden: sie können also von ihnen auch gute Ermahnungen bekommen. Was schadet ihnen also, frage ich euch noch einmal, was schadet ihrem Seelenheile der Soldatenstand? Wenn ihr alles, was ich euch gesagt, mit Wahrheit gesagt habe, genau betrachten wollet, so müsset ihr aufrichtig in voller Uiberzeugung antworten: Es schadet ihnen nichts. Sie sind an ihrer Seele nicht unglüklich geworden, da sie Soldaten werden mußten; uud jene, die es noch werden müssen, werden eben nicht unglüklicher sein.

Beschluß.

Wenn nun eure Söhne, da sie in den Soldatenstand übergetreten sind, weder am Leibe noch an der Seele unglükklich geworden sind, wie ich euch gezeiget habe: warum weinet ihr also? Warum seid ihr betrübt? Stillet also eure Thränen; endet euren Schmerz; zeiget, daß ihr vernünftig christliche Eltern seid, bei denen die von der Natur selbst in das Herz gelegte Liebe nicht in Ungereimtheiten ausartet. Daß ihr eure Söhne liebet; daß ihr ihnen Gutes wünschet; daß ihr euch über ihr Unglükk betrübet, über ihr Glükk erfreuet, ist recht; ist löblich; ist sogar eure Pflicht: aber ihr müsset euch in allen Stükken durch die Vernunft und Religion leiten lassen; niemals nach dem ersten Anscheine urtheilen; niemals eure Einbildung, eure Vorurtheile; niemals das leere Geschwätz einiger übelgesinnter Nebenmenschen anhören: sondern nur die durch Uiberlegung unterstützte, durch Erfahrung geprüfte, durch Religionsgründe geleitete Vernunft zu Rathe ziehen, und dann ihre

Anschläge befolgen. Diese lehret euch nichts im unrechten Lichte betrachten; diese lehret euch da nicht klagen, wo die Klagen ohne Grund sind, und zugleich böse Wirkung haben können; welches der Fall ist, von dem ich rede.

Eure Klagen haben böse Wirkungen: denn sie betrüben eure Söhne; machen sie mißmuthig und verzagt; bringen sie so oft auf den für sie so gefährlichen Entschluß heimlich zu entweichen; stürzen sie öfters noch wegen der vermehrten Muthlosigkeit in gefährliche Krankheiten, bei denen sie nicht selten in ihren blühendsten Jahren dahin welken, dahin sterben vor der Zeit. Eltern, sollet ihr nicht vielmehr durch christliches, durch vernünftiges, durch mannbares Betragen euren Söhnen Muth machen? Sind sie betrübt und niedergeschlagen, solltet ihr sie nicht aufrichten durch die Vorstellung, daß sie sich Gefahren einbilden, wo keine sind; daß sie sich ein Unglükk erdichten, wo keines vorhanden ist; daß dieser ihr Stand sie auf die Bahne der Ehren, und oft auch zum wesentlicheren Glükke leitet? So, mei-

ne Christen, so nur würdet ihr die Pflichten vernünftiger Eltern erfüllen; so würdet ihr aber auch zugleich die Pflichten christlicher Unterthanen erfüllen, die alles das, was sie können, zum Besten des ganzen Staates beitragen müssen. Aber durch euer Klagen, Seufzen und Murren übertretet ihr auch diese Pflichten: denn das Murren des einen von den Unterthanen machet nur gar zu oft die übrigen muthlos, ungehorsam, widerspänstig. Endet sie dann, ich bitte euch, endet eure Klagen.

Endet sie, denn sie sind ohne Grund: ich habe es euch heut deutlich genug bewiesen; ich hoffe, ihr werdet meine Lehre tief eurem Gedächtnisse einprägen, und verspreche mir, daß ihr euch auch darnach richten werdet. Ihr werdet zwar sagen. Wir haben noch immer Ursache genug traurig zu sein: denn erstens sind sie nicht freiwillig, sondern nur gezwungen zu dem Soldatenstande gegangen; zweitens werden sie von uns, die wir doch ihre Eltern — oder doch ihre Brüder, ihre Anverwandte, ihre Schwestern — sind, entfernt, weit entfernt, und

wissen nicht, wie es ihnen geht. Sind diese nicht hinlängliche Ursachen traurig zu sein, zu seufzen, zu weinen? Nein, meine Christen! Nein! Heut mangelt mir die Zeit, hierüber weitschichtiger mit euch zu reden; ich verspreche euch aber ein anderes Mal euch überweisend zu zeigen, daß ihr auch in dieser Rükksicht keine Ursache habt, traurig zu werden. Für heut begnüge ich mich mit dem, daß ich gezeiget habe, daß eure Kinder durch den Soldatenstand nicht unglükklich werden, und ihr also in dieser Rükksicht nicht zu klagen, nicht zu weinen habt; sondern trostvoll ihrem Geschikke entgegen sehen könnet. Amen.

Anmerkungen.

Man sieht leicht, daß der zweite Theil dieser Rede eine kleine Veränderung bekommen müßte, wenn sie in einer Stadt gehalten würde. Man könnte mehr vom Stolze, von Ungerechtigkeit, von Verachtung der Religionsgebräuche reden. Die ganze Periode: **Ich will nichts reden von den**

u. s. w. müßte natürlicher Weise ganz ausgelassen werden. Von der nachstehenden Rede muß ich selbst sagen, daß der gewählte Kanzelspruch und der Gegenstand nicht wohl zusammenpassen: allein ich verdiente Nachsicht — wenigstens in meinen eigenen Augen — wegen der nothwendigen Behandlung dieses Gegenstandes, der ein Murren unter dem zu wenig unterwiesenen Volke verursachet hatte. Ich wollte lieber von einer Regel der Homilietik abweichen, als diese Abhandlung verschieben; und der Herr Ortspfarrer war mit dieser meiner Verfahrungsart ganz wohl zufrieden; daß es viele meiner geehrtesten Herren Leser ebenfalls sein werden, hoffe ich: ob es alle sein werden, weiß ich nicht. Jedoch! Wer kann allen recht thun?

Predigt
an dem 17. Sonntage nach Pfingsten eben dieses Jahres gehalten bei Gelegenheit einer Rekrutenaushebung.

Text. Was haltet ihr von Christo? Wessen Sohn ist Er? Matth. 22. Hauptstükk. Vers.

Eingang.

Noch immer finde ich euch, meine Zuhörer, weinend, betrübt; mitunter auch murrend: und warum? weil einige Jünglinge eures Dorfes unlängst wiederum zum Soldatenstande sind ausgehoben worden, und vielleicht noch einige dürften ausgehoben werden. Ich frage euch, thut ihr wohl recht mit eurem Klagen? Thut ihr recht mit eurem Murren? Die zum Soldatenstande

ausgehobenen Jünglinge sind nicht unglükklich: wie ich euch vor vierzehn Tagen gezeiget habe, und so gezeiget habe, daß ihr die Wahrheit dessen, was ihr gehöret hattet, öffentlich bekanntet: nun warum klaget ihr? Warum murret ihr? Weil sie unsere Söhne; weil sie unsere Brüder; weil sie unsere Anverwandten sind. Das werdet ihr mir antworten: Ich aber sage euch: Ihr klaget, weinet, murret: weil ihr die zum Soldatenstande ausgehobenen Jünglinge für ganz etwas anderes ansehet, als sie wirklich sind.

Ihr erstaunet über diesen meinen Satz? Erstaunet nicht; verwunderet euch nicht; ich sagte euch nur die reine Wahrheit. Da Jesus die Pharisäer von Sich selbst fragte: Wessen Sohn Er seie? so antworteten sie, Er seie ein Sohn, das heißt, ein Nachkömmling Davids. Sie antworteten, wie sie dachten, und sie hatten nur zur Hälfte Recht; zur Hälfte aber hatten sie die Wahrheit verfehlet: denn Jesus war zugleich auch der Herr Davids und seiner Nachkommenschaft; weil Er der Sohn Gottes war. So

wie es den Pharisäern gieng, geht es auch euch, meine Christen. Wenn ich euch fragete: Was haltet ihr von denen, die zum Soldatenstande sind ausgehoben worden? Wessen Söhne sind sie? Ihr würdet mir antworten: Hier stehen ihre Eltern, ihre Väter und Mütter; derer Söhne sind sie; aber ihr würdet eben so, wie die Pharisäer, zur Hälfte nur die Wahrheit sagen, zur Hälfte aber dieselbe verfehlen. Ja, es ist wahr, sie sind Söhne derer, die sich ihre Eltern nennen; aber sie sind auch Söhne des Staates, und haben verhältnißmässig gegen den Staat alle jene Pflichten, die sie gegen ihre leiblichen Eltern haben. So, wie sie ihre Eltern im Falle einer Noth mit ihrem Vermögen, mit ihrer Arbeit unterstützen müssen; so sind sie auch verpflichtet dem Staate zu Hilfe zu eilen mit ihrem Vermögen, mit ihren Männerkräften, mit ihrer Arbeit.

Der Staat ist bedrangt; ist in der Noth; ist mit einem zahlreichen Feinde beschäftiget; mit einem Feinde, der stolz thut, selbst wenn er unterliegt, und grausam han-

deln würde, wenn er obsiegte. Diesen Feind zu bekämpfen, zu bändigen, zu unterdrük-ken. ist nothwendig für den Staat; ist Pflicht eines jeden einzelnen, eine Pflicht, der eine jede andere Pflicht weichen muß. Darum sind einige aus dieser Gemeinde zum Soldaten hinweggegenommen worden: ist es nun noch billig, meine Christen, daß ihr murret und klaget? Euch aber mehr diese Wahrheit an das Herz zu legen sage ich: Der Staat hatte eure Söhne, Brüder und Anverwandten eben vonnöthen; es ist also billig, daß sie dazu genommen wurden. Sehet hier den Inhalt meiner heutigen Rede, den ich in dreie Theile zerlege. Der Staat hat allzeit, besonders aber jetzt, Soldaten vonnöthen; dieses zeige ich im ersten Theile. Es ist nothwendig, daß die Soldaten aus dem Bauernstande genommen werden; dieses beweise ich im zweiten Theile. Es ist nothwendig, daß es gerade jene sind, welche man genommen hat; dieses zeige ich im dritten Theile. Die Folge davon wird sein, daß ihr erkennet, wie unbillig ihr seid, wenn ihr über die Aushebung der Eurigen

klaget, und murret. Von diesem so unbilligen Klagen und Murren euch abzuziehen, ist der Zwekk, den ich mir vorgenommen habe. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Kein Staat kann ohne Soldaten bestehen. Vielleicht versteht ihr liebste Zuhörer zu wenig, was ich sage. Ich verstehe hier unter dem Worte Staat den Regenten in Verbindung mit seinem Volke. Das Volk muß immer regieret werden; bald von einem einzigen, bald von mehrern. Die Vortheile, die das Volk erlanget, wenn es von einem einzigen, den man Monarchen nennet, beherrschet wird, sind nicht zu verkennen; und ein Volk, das so von einem einzigen regieret wird, ist immer für sich weit glükklicher, als jenes, welches zu gleicher Zeit von mehrern regieret wird: allein dieses weitschichtig zu erörtern ist nicht mein Willen, und würde euch auch zu weit von meinem Endzwekke entfernen: vielleicht finde ich Gelegenheit, euch hierüber einen

vollständigeren Unterricht zu geben. Das Volk also, in so fern es mit einem, oder mit mehreren, derer Befehle es vollziehet, verbunden ist, wird der Staat genannt. Und in diesem Verstande genommen, hat der Staat allzeit Soldaten nothwendig; hat sie besonders jetzt nothwendig.

Der Staat ist entweder im Frieden mit den umliegenden Gegenden und Ländern, oder nicht, so hat er Soldaten nothwendig. Was sind dann Soldaten? Männer vom Staate besoldet, mit allen Nothwendigkeiten nicht zwar überflüssig, jedoch genugsam versehen, von allen Arbeiten und Sorgen befreiet, nur bestimmt, das Volk, das Vaterland, ihre Mitbürger in dem ruhigen Besitze ihres Eigenthums, ihrer natürlichen Rechte wider alle auswärtige Feinde, und feindlich Gesinnte zu schützen, und im Falle einer von aussenher geschehenen Gewalt dieselbe mit entgegengesetzter Gewalt zu vertreiben. Nun frage ich euch selbsten: sind solche Männer in einem Staate nicht nothwendig? Kann ein Staat ohne solche Männer bestehen? Kann er ohne Soldaten

bestehn? Nein, meine Christen. Uiberleget die Sache, und ihr werdet gestehn müssen, daß es schlechterdings nothwendig sei, daß Soldaten sich im Staate befinden.

Wolltet ihr diese Wahrheit läugnen, so müßtet ihr entweder sagen, es seie keine Gefahr von aussen her beunruhiget, im ruhigen Besitze seines Eigenthums gestöret, feindlich behandelt zu werden; oder ein Staat könne dergleichen Gefahren von sich abwenden, dergleichen Gewaltthätigkeiten von sich vertreiben, ohne solche bestimmte Männer bei sich zu haben. Keines aber aus beiden diesen Stükken läßt sich von einem vernünftigen Menschen behaupten. Die Geschichten alter und neuer Zeiten beweisen uns, daß kein Land, kein Volk vor den Anfällen, vor den Verheerungen seiner Nachbarn sicher war, sobald es wehrlos war, sobald in selber keine Anstalten waren, sich einem möglichen Einfalle widersetzen zu können, eine mögliche Gewalt mit Macht und Nachdrukke abweisen zu können. Hievon euch zu überzeugen, soll ich euch etwann die Geschichten der Griechen, der alten Römer, unserer Vor-

fahren der alten Deutschen anführen? O daß würde euch zu weit führen. Ich will nur die Geschichten, die uns die Schrift erzählet, kurz berühren. Konnte wohl das Volk Israel zur Zeit der Richter von den umliegenden Völkern Ruhe haben, ungeachtet es keinen seiner Nachbarn beunruhiget hatte? Wurden sie nicht bald von den Madianiten, bald von den Moabiten, bald von den Philistäern, bald von noch andern überfallen, beraubet, gemordet, ihre Staaten verheeret? Gieng es diesem Volke unter ihren Königen wohl besser? Was den Israeliten widerfahren ist, ist allen andern Völkern in gleichen Umständen auch widerfahren: welches Volk unserer Zeiten hat nicht ähnliche Unglükksfälle, ähnliche Gefahren zu befürchten? Um demnach von diesen sicher zu sein ist es nicht nothwendig, daß im Staate Soldaten, viele Soldaten sind?

Oder glaubet ihr vielleicht, ein Staat, ein Land, ein Volk könne sich von solchen Gefahren sicher stellen, wenn es keine, oder doch nur wenige Soldaten hat? O welcher Irrthum herrschte in euch, wenn ihr dieser

Meinung wäret! Wunderwerke, durch die sich Gott in solchen Umständen ins Mittel legt, können wir nicht erwarten: denn Gott hat sie uns nicht verheissen. Dessen ungeachtet dennoch in Erwartung derselben regelmässige, ihrer Natur nach wirksame Mittel vernachlässigen, wäre vermessen, wäre Versuchung Gottes. Sollten die Landes Einwohner, bisher immer in ihre täglichen Arbeiten versenket, an den Streit nicht gewöhnet, ohne es nur zu vermuthen von einem Feinde plötzlich überfallen, wohl im Stande sein sich selbst, ihr Eigenthum, ihre Kinder und Gattinnen, ihre Häuser und Kirchen zu retten und zu schützen? Schon bei allem Muthe, bei aller Kraft und Stärke, bei allem guten Willen würden sie nichts bewirken: eben weil sie unvermuthet überfallen würden. Solchen Unglücksfällen vorzubeugen, solche Gefahren abzuwenden, müssen nothwendig Soldaten sein. Der Staat, das Volk selbst in Verbindung mit dem Beherrscher hat sie vonnöthen; ihr selbst, Geliebte, ihr selbst habt sie vonnöthen. Was würdet ihr dann thun, zur Zeit

eines Krieges? Was, wenn ein feindliches Kriegsheer das Land überschwemmte? Was würdet ihr machen? Euch demselben in den Schutz werfen? Welche elende Hoffnung! Wisset ihr nicht, wie wenig Schutz man von einem feindlichen Heere zu erwarten hat? Wisset ihr nicht, daß man selbst dem theuresten Versprechen desselben, auch wenn es mit einem Schwure begleitet wäre, nicht trauen könne? O euer Elend würde gränzenlos sein, wenn ihr, oder vielmehr, wenn euer Landesfürst keine Soldaten hätte. Ihr also, ihr selbst, meine Lieben, ihr habt vonnöthen, daß Soldaten seien.

Selbst bei ruhigen Zeiten; selbst, wenn keine Feinde vorhanden sind; wenn Waffen müssig liegen bei allen herumliegenden Völkern, so sind noch Soldaten nothwendig in einem Staate; nothwendig aus zweifacher Rükksicht: nothwendig, damit Beherrscher anderer Staaten für sich nicht die Wehrlosigkeit des benachbarten Staates benützen, und einen Einfall wagen, da derselbe ausser Standes ist, demAnfalle Einhalt zu thun; nothwendig, damit selbst einheimische Bösewich-

te aus Furcht vor der bewaffneten Macht abgehalten werden, ihrer Bosheit, ihrem Muthwillen, ihren Leidenschaften freien Lauf zu lassen. Wer würde einen Haufen aufrührischer Menschen, wenn je das Unglükk eines solchen äusserst schädlichen Falles sich ereignen sollte; wer würde diesen Haufen muthwilliger Feinde der öffentlichen Ruhe und selbst des eigenen Wohles dämpfen und zerstreuen, wenn nicht Soldaten, ordentliche Soldaten wären, welche ihre stählernen Brüste den Rasenden entgegensetzten? Wer erinnert sich nicht tausend trauriger Vorfälle verschiedener Länder, in welchen nur Soldaten in einer Viertelstunde Ruhe herstellen konnten, ungeachtet es bewaffnete Bürger und Bauern, auch in grössern Rotten versammelt nicht thun konnten? *) Was würden hitzige Bursche, geneigt ihren Nebenmenschen zu mißhandeln; gewöhnt ihrem Muthwillen keinen Einhalt zu thun; entschlossen sich durch arge Streiche Vergnü-

*) Welches Land zeuget nicht seine Katilinen, seine Horia und Gloska, seine Orleanse?

gen zu verschaffen; was würden sie thun, wenn sie nicht befürchten müßten, es könnten bei dem Ausbruche ihres Muthwillens Soldaten herbeigerufen werden, die ihr wildes Feuer bei Zeiten mit Nachdrukk dämpfen könnten; dämpfen würden? O ihr müsset gestehen; Soldaten sind in dieser Rükksicht Wohlthäter des Staates, sind nothwendig im Staate.

Zweiter Theil.

Ja, werdet ihr sagen, wir gestehen es ein, Soldaten müssen sein; wir wären um vieles unglükklicher, wenn keine Soldaten wären: allein, man nehme sie von Städten; die Städter geniessen mehr Vortheile vom Staate, mehr Vortheile von Soldaten; sie sollen also auch die Glieder zu diesem Stande hergeben. So redet ihr bei euren Zusammenkünften, bei euren gemeinschaftlichen Unterhaltungen: aber, wisset ihr wohl, daß ihr himmelhoch irret? Wisset ihr wohl, daß fast jedes dieser Worte Unwahrheit seie? Es ist unwahr, daß die Städter

mehr Vortheile vom Staate geniessen, als die Dorfbewohner, und ihr irret, wenn ihr das glaubet: ich könnte euch leicht das Gegentheil beweisen; ich könnte euch sogar beweisen, daß die Vortheile, welche die Städtebewohner geniessen, wiederum auf euch zurükke fliessen. Allein ich habe das nicht vonnöthen, und ich müßte euch heute zu lange aufhalten, wenn ich es euch weitschichtiger ausführen wollte. Ich kann aber auch ohne diesen Punkt euch zeigen, daß es nothwendig ist, daß die Soldaten, die meisten wenigstens, aus dem Landvolke genommen werden. Ein Vorzug, der abermal euren Stand, liebste Zuhörer, schätzenswürdig machet!

Euch diesen meinen Satz begreiflicher zu machen, bitte ich euch, eure Einbildungskraft zu Hilfe zu nehmen, und euch eine Truppe junger, rüstiger Bauernsöhne oder Weinhauersöhne vorzustellen. Betrachtet diese rüstigen, muntern, gesunden Jünglinge; betrachtet ihren festen Körperbau, ihre starken Nerven, ihre steifen Nakken, ihre kraftvollen Arme, ihre muntere Gesundheit; be-

trachtet ihre Entschlossenheit sich jeder unregelmässigen Gewalt entgegen zu stemmen, jedes Uibel zu entfernen, jeder Gefahr zu trotzen; betrachtet ihre Leichtigkeit in beschwerlichen Arbeiten, ihre Gewandheit in Ausführung ihrer Unternehmungen; betrachtet, sage ich, alle diese ihre Eigenschaften, die zur Erreichung des Zwekkes des Soldatenstandes nothwendig und erklekklich sind. Sollte man wohl andere Menschen zu diesem für euch, für das ganze Land, für den gesammten Staat unentbehrlichen Stand wählen können?

Aber nun werfet eure Augen und eure Aufmerksamkeit auf eine Schar Jünglinge, die aus einer Stadt entsprossen sind. Wie gering sind ihre Kräfte; wie schwach ihr Körper; wie matt ihre Hände! Sie zittern da vor Furcht, wo eure Söhne vor Freude jauchzen; sie laufen weg vor denen, denen eure Kinder Hohn sprechen, und zuwinken, daß sie doch näher kommen mögen, um sich mit ihnen messen zu können. Was würdet ihr euch für einen Schutz versprechen können wider eure Feinde von diesen Söh-

nen der Weichlichkeit? Würden sie sich den anrükken den Scharen wie eine starke Mauer entgegen stellen? Nimmermehr! Nimmermehr! Entfliehen würden sie; euch den Gefahren bloß geben; euch den Feinden zum Raube werden lassen — das würden sie: euch aber beschützen würden sie nimmermehr! Nur von euren Jünglingen, nur von euren Anverwandten, nur von Jünglingen und Männern, die das Land gezeuget, die frische Landluft erzogen, die einfache Kost ernähret, die frühe Arbeit gestählet hat, nur von diesen könnet ihr Schutz, ergiebigen Schutz für euch, für das Land, für den Staat erwarten. Sehet, meine Christen, wie wahr das ist, was ich oben gesaget habe, daß es nothwendig seie Soldaten aus dem Landvolke auszuheben.

Aber lasset uns diese Wahrheit noch mehr im Sonderheitlichen betrachten! Ihr seid von der ersten Geburt aus der freien Luft, mithin den tausendfachen Abwechselungen derselben ausgesetzet; an diese gewöhnt empfindet ihr von ihnen keinen Schaden: aber verhält es sich auch also mit den

jungen Städtern? Wie oft bringt ihnen die unvermuthete Veränderung der Luft die brennendsten Schmerzen! Wie oft wirft sie dieselben ins Krankenlager! Ihr, Geliebte, arbeitet den ganzen langen Tag in der Sonnenhitze; heiß glühen eure Scheiteln von den kochenden Sonnenstrahlen; ihr empfindet sie, aber eure ländliche Mahlzeit verscheuchet die unangenehme Empfindung; ein kurzer Schlaf erquikket euch, und frisch, gesund, munter, gestärkt, zur neuen mühesamen Arbeit fähig stehet ihr am andern Morgen wiederum auf: der Städter hingegen in dem dikken Nebel seiner Zimmerluft erzogen, oder vielmehr verzogen; jederzeit von der Sonnenhitze geschützet würde erliegen, wenn er einige Stunden, nur den dritten, nur den vierten Theil des Tages in dieser brennenden Hitze sich aufhalten oder arbeiten müßte; Tage lange würde er im Krankenbette liegen; Aerzte um Hilfe rufen; Arzeneien nehmen müssen, wenn sie nicht gänzlich unterliegen wollten. Wie würden solche Menschen Tagelang in der größten Sonnenhitze, mit dem Feuergewöh-

re an ihrer Seite gelehnet, ausharren können, nm den Feind, dessen Bewegungen keine Gewißheit einer bestimmten Absicht errathen lassen, mit Wachsamkeit zu erwarten, und überall, wo er anrükken wird, ihm Widerstand zu leisten? Aber Menschen, die im Schosse der gütigen Natur gebohren, und erzogen sind, die die reine Luft offener Fluren geniessen, die einer von schwüler und ausdünstvoller Stadtluft nicht zerrütteten Gesundheit sich erfreuen, diese Menschen können es. Kann ich nicht ein gleiches von Ertragung schlafloser Nächte sagen? Ein gleiches von der harten Liegerstätte? Was schadet es euch, liebe Jünglinge, die ihr im Schosse der freieren, der milderen, der reineren Natur das Leben erhalten, das Tageslicht erblikket, den Frühling eurer Tage durchwandelt habt; was schadet es euch, wenn ihr auf ebnem weichen Grase, oder auf einem Bündel Stroh euren abgematteten Gliedern die erquikkende Ruhe vergönnet? So lange ihr lebet, eben so lange daran gewöhnet, erlanget ihr selbst auf dieser harten Liegerstätte, selbst nach einem kur-

zen Schlummer neue Munterkeit, neue Stärke, neues Leben. Aber der Städter? Ihn würde der Schlaf fliehen, der ihn niemals als nur auf linden, weichen Betten zu finden pfleget; er würde Schmerzen den folgenden Tag in seinen Lenden fühlen, und zu aller Arbeit unfähig sein. Und sollte die zweite, die dritte Nacht er sich noch immer mit dieser unsanften Liegerstätte begnügen müssen, so würde er sicher an das Krankenbett geheftet, und zu allem fernern Dienste untauglich sein. Was würde euch denn eine solche Schar so schwacher Krieger nützen? Wie würde sie euer Eigenthum, eure Häuser und Grundstükke, euer Vieh und Geräthschaften beschützen? Wie würde sie den Staat, den Landesfürsten entweder retten, oder rächen? Wie die Religion eurer Väter, eure eigene, eure heilige Religion vertheidigen? O gestehet es nur ein, zu diesem Dienste, zu diesem für euch so vielfältig wichtigem Dienste sind nur Landbewohner nothwendig.

Warum wollet ihr also murren, daß man nur aus eurer Mitte Soldaten aus-

hebet? Ist euer Murren nicht unbillig? Geschieht es nicht zum Besten des Landesfürsten, der euch väterlich, den ihr kindlich liebet? Geschieht es nicht zum Besten des Landes, das euch nähret, das euch tausende Vortheile verschaffet? Geschieht es nicht zum Besten der Religion, für die ihr Leib und Leben hinzugeben bereit seid? Geschieht es nicht zum Besten eurer alten zurükgelassenen Greise; eurer Gattinnen, die euch um Schutze anflehen; eurer Kinder, die ohne euren Schutz in das niedrigste Elend würden gestürzet werden; eurer Besitzungen und Habschaften, die ihr den größten Gefahren aussetzen würdet, wenn ihr sie der Beschützung schwächerer Menschen anvertrauen würdet? Stellet ein also euer Murren; lasset ab von euren Klagen, und füget euch in die Nothwendigkeit, die ihr leicht einsehen könnet, die ihr gewiß einsehet.

Vielleicht wendet ihr mir ein, es gebe in Städten nicht lauter Schwächlinge; man finde auch nervigte Männer, abgehärtete, an Arbeit gewohnte Jünglinge: warum sollten denn nicht auch diese zum Soldatendien-

sie genommen werden? Allein eure Einwendung ist auf allen Seiten nichtig; ich werde mich dabei nicht lange aufhalten; ihre Nichtigkeit nur kurz berühren. Es ist wahr, es giebt starke Mannspersonen in Städten, die im Stande wären, alle Beschwerlichkeiten des Soldatenstandes zu ertragen und auszuhalten: aber ihrer sind wenige, weit wenigere als auf dem Lande; man kann also von ihnen nicht so viele ausheben, wie auf dem Lande. Einige von ihnen werden aber auch wirklich zu Soldaten genommen: was wollet ihr also noch mehr? Sollte man den Städten aber noch mehr von diesen auch zu härteren Arbeiten tauglichen Menschen entziehen, so würden die Einwohner derselben in einen gewissen Grad Elendes versetzet werden: weil ihnen zu viele unentbehrliche Menschen entzogen würden, die durch nichts könnten ersetzet werden. Aber ist denn das bei dem Landvolke zu befürchten? Der Jüngling von zwanzig und mehr Jahren geht zum Dienste des Volkes in das Feld: aber bleibt nicht der Mann von vierzig und mehr Jahren zu Hause? Bleibt nicht

die starke Magd, das liebevolle Weib, die gutgezogene nicht verzärtelte Tochter zu Hause? Sind diese nicht alle fähig die Arbeit zu leisten, die der bereits abgezogene Jüngling geleistet hat? Freilich, ihre Kräften müssen sie ein wenig mehr anstrengen: aber sie können es doch thun, ohne zu unterliegen; und sie thun es gerne aus Liebe zu sich selbst, aus Liebe zu ihrem Vaterlande, aus Liebe zu ihrer Religion: nicht wahr meine Lieben? Und so bleibt es dann ausgemachet, daß die Soldaten, wenigstens größtentheils aus dem Landvolke müssen ausgehoben werden.

Dritter Theil.

Aber ich sage noch mehr, es ist nothwendig, daß gerade jene, welche man zum Soldateustande genommen hat, Soldaten sind, Soldaten werden mußten. Ihr wundert euch über diesen meinen Satz: aber ich werde ihn euch klar beweisen, so daß ihr gar keinen Zweifel mehr daran haben sollet, wenn ihr nur eure Aufmerksamkeit verdoppeln wollet.

Die Zahl waffenfähiger Jünglinge ist groß, ist grösser, als sie der Staat in gegenwärtigen Umständen vonnöthen hat: einige müssen nun von diesen mehreren zu Soldaten genommen werden, andere müssen bei dem väterlichen Heerde zurükke bleiben? Welche sind dann nun die, die sich dem Vaterlande aufopfern, dem Soldatendienste sich widmen sollen? Und welche sind die, welche zu Hause die ländlichen Arbeiten besorgen, Aekker und Weingärten bauen, Wiesen und Gärten pflegen sollen? Wer soll hier bestimmen? Wer soll die Entscheidung machen? Niemand, meine Christen; Niemand anderer, als die Obrigkeit.

Oder sollte es jemand anderer bestimmen? Gott! welche Unordnungen, welche Zänkereien, welche Ungerechtigkeiten würden entstehen, sobald nicht die Obrigkeit selbst hier die Wahl und die Bestimmung treffen sollte? Sollten die einzelnen Bewohner hier entscheiden, oder den Ausschlag geben? Kein Vater würde seinen eigenen Sohn in das Feld schikken, und die Söhne der übrigen zu Hause behalten wollen. Je-

de Mutter würde so viele Ursachen aufzufinden wissen, daß eben ihr Kind zu Hause bleiben müsse, daß zuletzt keiner übrig wäre, der sich zum Schutze des Vaterlandes, zum Schutze des Staates, zum Schutze der Religion Jesu, zum Schutze der Menschen dem Feinde entgegen setzte. Sollte die ganze Gemeinde bestimmen, wer aus seinen Gliedern anstatt des Pfluges und der Egge das Feuergewöhr, anstatt des Weinmessers das Schwert ergreifen solle: wer würde dazu ausersehen werden? Wer? O — ich sage es ungerne; aber ich muß es sagen; es ist ist lautere, reine Wahrheit — Wer würde zum Kriegesdienste ausersehen werden? Niemand als nur der, welcher im Orte weniger Vettern und Muhmen, weniger Anverwandte und gute Freunde hätte; nur der würde auersehen werden, sonst Niemand. Die Rükksicht auf grössere oder kleinere Fähigkeit zum Dienste des Staates; die Rükksicht auf grössere oder kleinere Festigkeit im Baue des Körpers; die Rükksicht auf mehrere oder wenigere Unentbehrlichkeit bei häuslichen Geschäften, diese und andere nö-

thigen Rükksichten würden ganz vernachläſsiget werden, würden ganz übersehen werden.

Habe ich hier etwann zu viel geredet? Habe ich etwas behauptet, was sich in der That nicht so befindet? Nein, Geliebte, gewiß nicht. Selbst die Ursache, die mich veranlasset hat heut diesen Gegenstand zu behandeln; selbst euer Betragen, euer Murren ist der Beweis, den ich für meinen Satz anführen kann. Warum klaget ihr, daß gerade eure Söhne zum Kriegesdienste sind ausgehoben worden? Nicht wahr darum, weil ihr das für eine für euch zu lästige Sache, für ein wahres Uibel ansehet? Würdet ihr das, was ihr für ein Unglükk, für ein Uibel für euch haltet, selbst gethan haben? Würdet ihr das selbst gewählet haben, was ihr verabscheuet; wider was ihr aufgebracht seid? Würdet ihr das selbst auf euch genommen haben, zu dessen Abwendung ihr keine Mühe sparet; keine Gänge scheuet; selbst Geld denen anbiethet, die euch zu euren Absichten verhilflich sein können. Ich weiß es, ihr erkennet zu wohl,

daß das Wahrheit ist, was ich euch vortrage: nur bitte ich euch, es auch zu gestehen. Weder die ganze Gemeinde, noch die einzelnen Glieder derselben sind es, welche bestimmen können, welche aus den Dorfjünglingen zum Soldatenstande auszuheben sind; welche nicht.

Wer wird also das Recht, wer die Pflicht haben, diese Bestimmung zu machen? Vielleicht einer, der mit der Gemeinde gar keinen Zusammenhang hat; der weder die Kräfte, noch die Gesundheit, noch das Vermögen, noch andere Umstände und Verhältnisse der jungen Leute kennet? O einem solchen werdet ihr wohl so ein wichtiges Amt nicht anvertrauen wollen, oder anvertrauet zu sein wünschen. Es bleibt also nur die Obrigkeit übrig, welche die Diensttauglichen kennet, und eben darum kennet, weil sie selbst mit der Eigenschaft und Beschaffenheit des Dienstes bekannt ist; sie bleibt atso nur übrig, welche vermöge dieser Kenntniß nur jene zum Soldatenstande erwählet hat, von denen sie überzeugt war, daß sie nach allen Umständen

die fähigsten, die anständigsten waren; und auch in Hinkunft wird sie nur solche Jünglinge wählen zu diesem Stande, die ihr nach reifer Uiberlegung die anständigsten zu sein scheinen.

Nun frage ich euch, sobald Krieger nothwendig sind, ist es wohl thunlich, ist es wohl zulässig, daß es jene werden, die weniger anständig, weniger fähig, allen Umständen zusammen genommen weniger angemessen sind, als die übrigen? Nein, werdet ihr sagen: das wäre unbillig; das wäre tadelswürdig. Ihr saget recht: es ist nothwendig, daß man nur jene zu diesem Stande wähle, welche in Rükksicht ihrer selbst, in Rükksicht des Wohles der ganzen Gemeinde, in Rükksicht des Soldatendienstes selbsten die tauglichsten, die anständigsten sind. Da nun die Obrigkeit bisher eben nur die gewählet hat; da sie eben nur diese in Hinkunft wählen wird, so ist es ja klar, daß ich mit Recht gesagt habe: Es ist nothwendig, daß jene Soldaten werden, die noch darzu werden genommen werden.

Aber wie, saget ihr, kann denn nicht

auch die Obrigkeit fehlen? Kann denn nicht auch die Obrigkeit leidenschaftlich handeln? Kann nicht auch sie andere zu diesem Stande wählen, als sie auswählen sollte? Diese Möglichkeit meine Christen, ist nicht zu läugnen: aber alles, was möglich ist, geschieht nicht. Ob im gegenwärtigen Falle das, was möglich ist, wirklich geschehen seie, könnet ihr nicht urtheilen: weil ihr weder den Dienst gehörig kennet, noch jemals über die Eigenschaften der Dienstfähigkeit etwas zu sagen wisset. Wenn ihr urtheilet, so geschieht es immer mit Vorurtheile, und Vorliebe gegen die, die euch anverwandt sind, oder sonst nahe angehen; Vorurtheile und Vorliebe aber blenden den Menschen allzeit; verbergen allzeit die Wahrheit vor seinen Augen. Es bleibt also eine ausgemachte Wahrheit, daß ihr unbillig, strafbar handelt, wann ihr wegen der ausgehobenen Rekruten murret: denn es war nothwendig, daß eben sie mußten ausgehoben werden.

Ja meine Christen, es war nothwendig! Aber diese Nothwendigkeit ist zu eu-

rem Besten; zum Besten des Vaterlandes, an dessen Wohl ihr alle Theil nehmet; zum Besten der Religion, die eure Seligkeit ausmachet: es ist also eine süsse Nothwendigkeit, der sich der vernünftige Mensch, der gnte Christ mit tausendfacher Freude füget; über die Niemand murret, als nur der, der die Sache zu wenig einsieht, oder der, der das Gute muthwilliger Weise nicht erkennen, boshafter Weise nicht billigen will.

Beschluß.

Sehet nun also liebste Christen, wie sehr ihr fehlet, wenn ihr wegen dessen murret, was ihr nicht ändern könnet; wovon sich eine Aenderung gar nicht denken läßt, ohne den Schaden, der hieraus entstehen würde, zugleich zu erkennen. Stellet also ein euer Murren, und seid mit dem zufrieden, was geschehen ist. Ich fordere nicht von euch, daß ihr die menschlichen Empfindungen unterdrükken sollet: das wäre zu viel gefordert; das hieß etwas Unmögliches verlangen. Daß es euch hart fällt, daß je-

ne aus eurer Mitte gerissen sind, die ihr liebtet; von denen ihr Unterstützung hattet; nach deren Abgang eure Arbeiten verdoppelt sind, das meine Christen, glaube ich euch sehr gern; das liegt tief in der menschlichen Natur, und es würde, wenn es euch ganz gleichgiltig wäre, für euch nicht einmal empfehlend; es würde ein Kennzeichen eines unempfindsamen, eines rohen Gemüthes sein.

Sehet es an, als ein Uibel, das euch drükket, als ein Unglükk, das über euch gekommen ist; ich habe nichts dawider: aber sehet es nur auch als ein Schikksal an, das Gott über die Menschen verhängt hat; das ihr geduldig ertragen müsset: weil Gott euer Herr, euer unumschränkter Herr ist, dem ihr gehorchen müsset; weil Er nichts thut ohne weise Absichten, und weil Er aus allem dem Bösen, das Er über uns kommen läßt, Gutes für uns heraus zieht, wenn wir uns nach seinem Willen lenken, und uns alles das gefallen lassen, was Ihm mit uns zu machen beliebig ist. Zeiget euch also als wahre Christen, die mit allem dem

zufrieden sind, was Gott machet; murret nicht wider das, was geschieht; sondern erhebet vielmehr eure Hände zu dem Allmächtigen, daß Er seinen Segen über eure Söhne, Brüder, Anverwandten vom heiligen Sion herabsende, daß Er ihnen Muth und Herzhaftigkeit, Kraft und Stärke verleihe, mit denen sie die Feinde eures Landesfürsten, die Feinde eures Vaterlandes, die Feinde eurer Religion, das ist, eure eigene Feinde zu Boden stürzen können. Bittet zu Gott, daß Er ihnen hier alles Glükk und Segen, alle zu ihrem Stande nothwendigen Eigenschaften ertheilen, ihnen hier Sieg über ihre Feinde; dort aber unverwelkliche Kronen verleihen wolle, damit ihr euch sammt ihnen an seinem Throne ewig erfreuen könnet; ewiger Seligkeiten geniessen könnet. Amen.

P r e d i g t
vor dem Abmarsche der Truppen ins Feld;
gehalten im Jahre 1793
am Sonntage Septuagesima.

Text. Gehet auch ihr hin in meinen Weingarten, und was recht ist, will ich euch geben. Matth. 20. Hauptst. 1. Vers.

E i n g a n g.

Was der Hausvater im heutigen Evangelium zu den Taglöhnern, die den ganzen Tag auf dem Platze standen, und keine Arbeit hatten, gesprochen hat, das spricht auch heut zu euch, meine Brüder, unser gütiger Kaiser. Gehet, ruft er euch zu, gehet zu eurer Bestimmung; nichts soll euch mangeln, was euch nothwendig ist; hier werdet ihr alles bekommen, was ihr mit Rechte for=

dern, und erwarten könnet. Aber meine Brüder, ihr ziehet ins Feld; ihr widersetzet euch dem Feinde; ihr setzet euer Leben hundertfachen Gefahren aus, nicht wegen des zeitlichen irdischen Nutzens nur allein, sondern hauptsächlich wegen des himmlischen Lohnes, den ihr sicher erwarten könnet, wenn ihr als Christen hinziehet, wenn ihr als Christen zum Streite euch begebet.

Ich weiß, welches Vorurtheil unter Menschen herrschet; ich weiß, wie man glaubet, das Christenthum seie mit dem Soldatenstande nicht so leicht vereinbarlich; man lachet oft, wenn wir Priester des Allerhöchsten fordern, daß Soldaten christlich denken, christlich handeln sollen; man lachet, wenn wir sagen, auch unter dem Geräusche der Waffen, auch im Felde und bei Schlachten, bei Belagerungen und andern Gelegenheiten sich militairischen Ruhm zu erwerben, könne man, müsse man ein Christ sein, ein wahrer Christ sein. Allein hier liegt Vorurtheil, ein schädliches Vorurtheil, ein den ganzen löblichen und ehrenvollen Soldatenstand entehrendes Vorurtheil zum Grun-

de, ein Vorurtheil, das ich heut zu bestreiten, zu widerlegen, zu zernichten gedenke. Ich sage nämlich: Das Christenthum und der Soldatenstand lassen sich sehr gut miteinander vereinbaren: denn erstens kann der gute Soldat auch ein guter Christ sein; zweitens ist der gute Christ auch ein guter Soldat.

Sehet hier, meine Brüder, den Gegenstand, und die Eintheilung meiner heutigen kurzen Anrede. Meine Absicht ist, — ihr habt es gewiß schon in euren Gedanken errathen, — meine Absicht ist euch aufzumuntern, daß ihr mit Muth und Unerschrokkenheit, ja selbst mit Freude hinziehet, wo ihr hin berufen seid, euch den Feinden eures Kaisers, den Feinden des deutschen Reiches, den Feinden der Menschheit und aller guten Ordnung entgegen zu setzen. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Der Soldatenstand läßt sich mit dem Christenthume sehr gut vereinbaren, und

auch der gute Soldat kann ein guter Christ sein. Dieser Satz fließt aus der Natur des Christenthumes und des Soldatenstandes: denn worinn besteht dann das Christenthum? Meine Brüder, bei dem Christenthume kömmt es so, wie bei allen jenen Dingen, die im menschlichen Leben auf Erde vorkommen, auf zwei verschiedene Gattungen der Sachen an: einige derselben sind wesentliche Stükke, andere aber sind nur zufällige. Wesentliche Stükke sind jene, ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann, ohne welche man aufhört Christ zu sein, und durch welche man Christ wird. Welche sind aber diese Stükke? O wie deutlich kann man sie in göttlicher Schrift selbst lesen! Der feste Glauben an die von Gott geoffenbarten, von Christo uns erklärten Wahrheiten; und die wahre aufrichtige Liebe zu Gott und dem Menschen. Wer diese zwei Eigenschaften hat, ist ein wahrer Christ: wem sie aber mangeln, dem mangelt das Christenthum, so viele äusserliche Zeichen er immer an sich haben mag. Die Schrift saget es mit ausdrükklichen Worten. Wer

glaubet, und getaufet ist, wird selig, saget sie an einem Orte; wer aber nicht glaubet, ist schon verurtheilet. Und an einem andern Orte saget Christus: Aus dem nur wird man erkennen, daß ihr meine Schüler, meine Jünger, meine Nachfolger, das ist, daß ihr Christen seid, wenn ihr einander liebet. Sehet also, meine Brüder, daß selbst die Schrift die innerliche Liebe und den Glauben unter die wesentlichen Stükke des Christenthums rechnet.

Wer die wesentlichen Stükke der Religion hat, der ist ein Christ; wer alles glaubet, was Jesus gelehret hat; wer seinen Gott aufrichtig liebet, mehr, als alles liebet, der ist ein Christ: wer aber ohne diese zwei Stükke lebet; wer seinen Glauben den von Christo geoffenbarten Wahrheiten versaget; wer die wahre aufrichtige Liebe zu Gott nicht hat, der ist kein wahrer Christ. Nun frage ich euch, meine Brüder, hindert euch wohl euer Stand an diesen wesentlichen Pflichten der Religion? Hindert er euch an dem wahren Glauben? Könnet ihr darum, weil ihr Krieger seid, nicht

dennoch alles glauben, was Gott geoffenbaret hat? Oder könnet ihr nicht Gott vom Herzen lieben; Ihm zu Liebe alles Ungemach geduldig leiden; Ihm zu Liebe eure Pflichten erfüllen? Wenn ihr das könnet, o so könnet ihr ja wahre Christen sein, wie ihr es sein sollet. Es ist also klar, was ich gesagt habe, daß ein Soldat auch ein wahrer Christ sein kann.

Aber, denket sich vielleicht jemand aus euch: wir können Vieles nicht thun, was andere Christen thun können, zu thun pflegen. Dieses gestehe ich euch ein, meine Brüder! Aber das sind nur zufällige Sachen, ohne die man im Grunde, und der Wesenheit nach ein wahrer Christ sein kann; sie sind lobenswürdige Sachen, wenn die Umstände erlauben sie zu verrichten; sie sind lobenswürdige Sachen: können aber durch andere ersetzet werden. Wer sie unterliesse aus einer Art Geringschätzung oder Verachtung, würde fehlen; vielleicht auch der, der sie aus Nachlässigkeit unterliesse: wer sie aber darum nicht verrichtet, weil ihn seine Pflicht, weil ihn höhere Schuldigkeiten,

weil ihn die Umständhe, deren Umänderung nicht in seiner Macht steht, daran hindern, der fehlet nicht; der höret nicht auf Christ zu sein, wenn nur der Glauben nicht verdunkelt, und die Liebe nicht erkaltet ist. Hindert euch also, liebe Brüder der Soldatenstand in solchen Zufälligkeiten, so hindert er euch dennoch nicht im Christenthume; er hindert euch nicht durch das Christenthum eure Seligkeit zu wirken. Ihr könnet auch als streitbare Männer noch immer eifrige Christen sein.

Lasset mich zu eurer Beruhigung die Sache durch die Zergliederung in ein helleres Licht setzen. Ihr könnet nicht jene guten Werke verrichten, die so mancher andere Christ zu verrichten pfleget; an denen jene Menschen, die sich mehr mit sinnlichen als mit geistigen Gegenständen abgeben, ihr Vergnügen finden: aber ihr könnet doch andere thun, die zwar nicht so sehr in die Augen fallen, den Geist aber dennoch mit Gott beschäftigen, mit Gott verbinden. Ihr könnet nicht ganze Stunden in der Kirche zubringen; täglich dem Opfer der Messe bei-

woh-

wohnen: aber könnet ihr dann euren Gott, der ein Geist ist, nicht im Geiste und in der Wahrheit anbethen? Suchet dann nicht der himmlische Vater nur solche Anbether, die Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen? Könnet ihr nicht euren Geist in jedem Orte, auf der Wachtstube so, wie an andern Orten zu Gott erheben? Ihr könnet nicht die gebothenen Fasttage halten: aber könnet ihr dann nicht eure schmale Kost, eure beschwerlichen Arbeiten, eure Widerwärtigkeiten zur Abbüssung eurer Sünden aufopfern; zur Bezähmung eurer Leidenschaften anwenden? Erreichet ihr nicht auf diese Art den Zwekk des Fastens ohne Fasten? Ihr könnet nicht recht oft eure Sünden in dem geheiligten Richterstuhle ablegen; aber könnet ihr nicht euer ganzes Leben hindurch im Geiste der Busse zubringen: Ihr könnet nicht reichliches Almosen austheilen: aber ist dann das Almosen das einzige Werk, wodurch man seine Liebe gegen andere äussert? Habt ihr nicht hundert Male Gelegenheiten, andere theils leibliche, theils geistliche Werke der Barmher-

zigkeit auszuüben? Mit einem Worte: ihr könnet nicht Werke verrichten, die dem Christenthume nur zufälliger Weise zukommen: aber ihr könnet doch das, was zum Christenthume nothwendig, und wesentlich ist, verrichten. Ihr könnet also, auch wenn ihr wahre, tapfere Soldaten seid, zugleich wahre, fromme Christen sein.

Und wie, meine Brüder, finden wir nicht, wenn wir die vergangenen Zeiten durchgehen, Beispiele von frommen Soldaten; die als Soldaten dem Staate gute Dienste geleistet, und doch die Pflichten eines Christen, die wesentlichen Pflichten genau erfüllet haben? Finden wir nicht sogar einige, welche ihrer Frömmigkeit wegen von der Kirche als Heilige verehret werden? Sollte ich euch einen Sebastian, einen Florian, einen Eustach, einen Mauriz und andere nennen? Können wir einen bessern Beweis verlangen, daß ein Kriegsmann, ein guter Kriegsmann auch zugleich ein guter Christ sein könne?

Zweiter Theil.

Dieses ist um so mehr wahr, da das Christenthum machet, daß der Soldat seine Schuldigkeit genau, weit genauer als andere erfüllet: eine Wahrheit, die von vielen nicht erkannt, von vielen nicht geglaubt wird, und die dennoch eine der richtigsten Wahrheiten ist! Eine Wahrheit, die, wenn sie allgemeiner erkannt, und geglaubet würde, die besten Vortheile bringen könnte! Jedoch ich will sie weitschichtiger behandeln. Ein guter Christ wird ein guter Soldat. Zwei Ursachen liegen hier zum Grunde, die unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen: die Gebothe, welche uns die Religion aufleget, und die Aussichten, welche sie uns für künftige Zeiten sehen läßt.

Die Schrift befielt dem Christen, daß er stäts die Vorschriften, die mit seinem Stande verbunden sind, wohl beobachten solle. **Ein jeder, saget sie, verbleibe in seinem Berufe, den er von Gott empfangen hat.** Wer weiß nicht, daß die Schrift unter dem Worte Berufe nichts anderes ver-

steht, als den Stand, zu dem man von Gott berufen, bestimmt, und angeleitet ist worden? Findet hier nicht der gute Christ den Befehl, die Pflichten eines jeden Standes, er mag erhaben oder niedrig sein, getreu zu erfüllen? Findet er nicht den eigentlichsten Beweggrund hierzu in dem, daß Gott ihn zu diesem Stande berufen hat? Der Soldat ist also von Gott zu seinem Stande berufen; folgsam sind ihm die Pflichten, die mit diesem Stande verbunden sind, von Gott selbst auferleget: wird sie der gute Christ, der diese Wahrheiten glaubet; dem nichts so sehr am Herzen liegt, als wie er den göttlichen Willen genau erfüllen kann, vernachlässigen? Wird er sie verachten? O das wird ihm Antrieb sein, dieselben desto genauer zu erfüllen.

Wird aber auch der, welcher der Religion spottet; oder wird der, der die Religion nur nach gewissen Aussenseiten kennet; nur nach Zufälligkeiten schätzet, wird dieser bei dem Gedanken, daß er in einem beschwerlichen, für ihn lästigen Stande sich befindet, gleichen Antrieb zur Erfüllung seiner

Pflichten finden? Der Erste glaubet den göttlichen Beruf eines Menschen zu einem gewissen bestimmten Stande nicht; der Zweite glaubet ihn, weiß aber nicht, was er sich daraus machen soll; er kennet ihn nicht. Der Erste erfüllet die Pflichten seines Standes nur so weit, als ihn das spähende Aug seines Vorgesetzten beobachten kann; der Andere nur so lange, als sich eine seiner Leidenschaften nicht dawider setzet. Sobald diese beiden Ursachen nicht mehr bestehn, so vernachlässigen sie ihre Pflichten, oder erfüllen sie nur zur Hälfte; nicht mehr so, wie sie sie erfüllen sollten. Der gute Christ aber heißt seine Leidenschaften schweigen: weil er edlere, erhabnere Beweggründe für seine Handlungen hat; er erfüllet überall seine Pflichten, auch da noch, wo ihn Niemand beobachtet; wo ihn Niemand sieht; er erfüllet sie, weil sie ihm von Gott auferleget sind; weil sie mit jenem Stande, zu dem ihn Gott berufen hat, verbundene Pflichten sind; weil er sich überzeuget hält, daß Gott die Erfüllung dieser Pflichten von ihm verlanget. So erfüllet nur der gute Christ seine

Pflichten, wann, wo, und wie er sie erfüllen soll: weil sie ihm von Gott, als dem einzigen wahren und höchsten Herrn sind auferleget worden; weil ihm ausdrükklich anbefohlen ist, daß er in seinem Berufe verharren, nach seinem Berufe wandeln solle. Ist also der Soldat ein guter Christ, so wird in seinen Ohren die Stimme: **Verbleibe in deinem Berufe**, bei jeder Gelegenheit erschallen. Wird ihm befohlen einen Marsch anzutreten: **Verbleibe in deinem Berufe**; wird er befehliget Wache zu halten: **Verbleibe in deinem Berufe**; muß er in die Schlacht gehen: **Verbleibe in deinem Berufe**, und diese Stimme wird machen, daß er alles, alles, was ihm anbefohlen wird, gewiß, schnell, genau im Werke erfüllen wird.

Diese Stimme wird das um so viel mehr bewirken, da die göttliche Schrift in mehr Orten den Befehl einschärfet den Obrigkeiten Gehorsam zu leisten, mit Worten: die den Soldaten weit näher angehen, als einen andern, wer es immer sein mag. Eine einzige Stelle will ich anführen, und will

alle andern hierher gehörigen unterlassen: Gehorchet dem Könige, als dem Vornehmsten, und den Heerführern, als solchen, die von ihm bestellet sind. Dieses Geboth weiß der wahre, der gute, der fromme Christ: und wird er es nicht befolgen? Würde er noch ein wahrer Christ, ein guter Christ sein, wenn er es nicht befolgte? Das Christenthum machet also, daß der Soldat, der ein guter Christ ist, dem Landesfürsten, und den von ihm bestellten Heerführern gehorche; jene mögen befehlen, was sie immer wollen; es mag angenehm oder unangenehm sein, leicht oder schwer, sicher oder mit Gefahren verbunden. Der Befehl, der ausdrükkliche Befehl Gottes ist für ihn Antriebs genug dazu; der ausdrükkliche Befehl Gottes machet, daß er ganz das ist, was er sein soll, ein guter Soldat.

Aber nicht nur der Befehl Gottes allein, sondern auch die Verheissungen, welche die Religion dem machet, der seine Pflichten erfüllet; die Aussichten, die sie uns darbiethet, bewegen den guten Christen, daß er auch bei Feindes Gefahren, auch da, wo er

in Gefahren seines Lebens kömmt, muthig, unverzagt allen diesen Gefahren trotzet; sich ihnen unerschrokken entgegen setzet, und seiner Schuldigkeit genug thut; diese bringen ihn dahin, wohin ihn keine andere Religion bringen kann. Gott! Was für elende Soldaten müssen jene sein, welche die Offenbarung verachten; welche der geoffenbarten Wahrheiten nur spotten? Wie kann der Gedanken von der Sterblichkeit der Seelen; von dem gänzlichen Aufhören nach dem Tode, wie kann dieser Gedanken einem Krieger Muth einflössen? Wie kann er machen, daß derselbe fest seinen Stand behaupte, niemals von seiner Stelle weiche? O wie gerne muß der sein Heil in der Flucht suchen, der sich einbildet, daß er mit diesem Leben alles, alles unwiderbringlich verlieret! Wird der wohl jemals sein Leben für das Leben anderer aufopfern wollen? Gewiß nicht! gewiß nicht!

Aber du christlicher Krieger, du, der du eben sowohl Christ, als Streiter bist: du, der du dem Glauben deines Erlösers fest anhangest; du, der du seine Wahrheiten zum

Grunde deiner Handlungen machest, wirst du bei dem Gedanken eines bevorstehenden Todes zittern? Gewiß nicht, oder daß ich recht wenig sage, gewiß weit weniger, als bei jeder anderer Religion, bei jeder anderen Denkungsart. Was verlieret dann der gute Christ, wenn er stirbt? Müheseligkeiten, zahllose Mühseligkeiten enden sich da, und ein Leben nimmt seinen Anfang, das mit Glükkseligkeit gesegnet ist, die kein menschliches Aug sehen, kein menschliches Ohr hören, selbst kein menschlicher Verstand fassen kann. Was verlieret er also? Er verläßt die Welt und alle Eitelkeiten, und geht zu Gott und allen möglichen Herrlichkeiten. Er verlieret also nichts durch den Tod, er gewinnt vielmehr. Wer so denket, wird der den Tod scheuen? Wird er ihn fürchten? Wird er Bedenken tragen sich für andere aufzuopfern, sein Leben in Gefahr zu setzen um das Leben anderer zu retten, oder zu erhalten? Das wird er nicht, das wird er gewiß nicht. So wird also die Aussicht, die die Religion dem Christen für die andere Welt gewähret, den Krieger zu einem mu-

thigen Streiter machen, zu einem unerschrokkenen Kriegsmanne, zu einem Helden, wo der, der diese Aussichten nicht hat, zitten, beben, entfliehen wird.

Aber auch jene Aussichten, die das Christenthum uns für dieses Leben noch darstellet, werden euch, meine Brüder! eben dahin führen. Was versichert uns unsere heilige Religion? Nach ihren Lehren, nach ihrer Wahrheit wachet Gott über uns. Er weiß, was wir vonnöthen haben, und sorget für uns mehr, als für andere Wesen; ohne seinen Willen fällt kein Haar von unserem Haupte; noch mehr, Er liebet uns, wie ein zärtlicher Vater seine Kinder zu lieben pfleget; Er beschützet uns mit seinem mächtigen Schutze, und ist eben damals am Nächsten bei uns, wenn es das Ansehen hat, als verlasse Er uns gänzlich; als habe Er uns schon gänzlich vergessen. Dieses lehret uns unsere Religion; dieses saget uns die Schrift mit ausdrükklichen Worten, und ich habe selbst diese ihre Worte angeführet. Diese Worte sind die wahre Quelle des Trostes, des geistlichen Vergnügens, der Beruhigung bei al-

len Uibeln und Widerwärtigkeiten. Der gute Christ glaubet sie, und vertrauet auf sie; und das machet, daß er in keiner Gefahr zittert; bei keinem Uibel kleinmüthig wird; wegen keiner Widerwärtigkeit sich von seiner Pflicht abschrekken läßt.

Was soll dann der fürchten, welcher glaubet, daß der Allmächtige, der Unendliche über ihn wachet, für ihn sorget, ihn beschützet? Was für ein Uibel soll der fürchten, welcher mit voller Ergebenheit bekennet, daß nichts über ihn kommen kann, was nicht Gott ihm zuschikket, und das Gott ihm nur jene Uibel zuschikket, die zu seinem wahren Heile gedeihen? Wird der wohl seinen Standort bei herannahenden Gefahren verlassen, der weiß, daß ihm nichts Schaden bringen kann, wenn Gott nicht will, daß er elend werde, und daß er dem Schaden nicht entgehen kann, wenn Gott will, daß er elend werde? Wird der vor tausend Feinden fliehen, welcher weiß, daß Gott, wenn Er will, auch tausendmal Tausende in einem Augenblikke in die Flucht treiben und zu Boden stürzen kann? Wird der ei-

ner Beschwerlichkeit, einem Ungemache entgehen wollen, welcher weiß, und hoffet, daß jede Widerwärtigkeit, die mit Geduld ertragen wird, eine unendliche Herrlichkeit zur Belohnung nach sich ziehet? O gewiß selbst diese Aussichten machen, daß der gute Christ, wenn er im Kriegesheere sich befindet, seine Pflichten alle ohne Ausnahme genau und getreu erfüllet, und also ein guter Soldat wird.

Nun aber, meine Brüder, haltet abermal dagegen die Gemüthsbeschaffenheit eines Kriegers, der die geoffenbarte Religion nicht erkennen will, und nur verlachet: wie muß ihm zu Muthe sein bei den vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren, da er gar nichts hat, wovon er Trost, Hilfe, Schutz erwarten könnte. Tausend Feuergewöhre gegen ihn gestrekket, drohen ihm tausendfachen Tod, oder die schmerzvollesten Wunden an; er sieht nichts, was ihn sichern könnte; steht er auch hinter der Mauer, so muß er noch gleiche Gefahren fürchten von den aus Stükken durch die Luft herfliegenden Kugeln: wie bange muß ihm nm das

Herz sein! Wie elend ist er schon durch diese Bangigkeit! Wie leicht kann ihn aber auch diese Bangigkeit zum Weichen, zum Fliehen, zur Vernachlässigung seiner Pflichten bringen! Würde er einen Gott, einen Schützer in Gefahren, ein Retter in Trübsalen, einen Helfer in Nöthen glauben; würde er Ihn als einen liebevollen, um seine Kinder Sorge tragenden Vater ansehen, was für einen Trost würde er fühlen, was für eine Stärke, was für einen Heldenmuth!

Beschluß.

Wenn nun ein guter Soldat auch ein guter Christ sein kann; ja wenn sogar der gute Christ eben darum, weil er ein guter Christ ist, auch ein guter Soldat wird, so ziehet dann hin, meine Brüder, als Soldaten, und Christen; seiet stäts gute Christen, so werdet ihr auch gewiß gute Soldaten werden. Ziehet hin zum Streite, wo euch Ruhm und Ehre erwartet; ziehet hin zur Arbeit, die euer wartet, durch die ihr

euch aber auch Belohnungen zuziehet; ziehet hin zu eurer Pflicht, die euch eure Obrigkeit, Gott selbst aufleget. Eure Obrigkeit wird euch hier, dort aber Gott belohnen. Gott, euer Landesfürst, eure Befehlshaber, das Vaterland, eure Anverwandten, Brüder und Eltern fordern euch dazu auf. Werdet ihr die Stimme eures Blutes, die Stimme des Dankgefühles, die Stimme der Religion nicht hören wollen? O ja! wir wollen sie hören; wir hören sie wirklich; wir ziehen hin als wahre Christen, die ihren Gott lieben, ihrem Gott gehorchen, auf ihren Gott vertrauen, von ihrem Gott den Lohn ihrer Verdienste hoffen; und eben darum sind wir auch fest entschlossen, unsere Pflichten, wie es sich gebühret, genau zu erfüllen, in allem Betrachte eben so gute Soldaten zu sein, als wir gerne gute Christen sein wollten. Dieses, meine Brüder, ist eure Stimme, eure allgemeine Stimme.

O so ziehet dann hin als gute Christen, die dem Worte ihres Erlösers glauben, und wahre aufrichtige Liebe zu Gott und ihrem Nächsten haben; ziehet hin als

wakkere Soldaten, die keine Gefahren fürchten, vor keinem Feinde zittern, vor keiner Beschwerlichkeit zurükke schaudern, und mit stählerner Brust und standhaftem Muthe zum Besten der Religion, zum Besten des Vaterlandes, zum Besten aller einzelnen Bürger fechten. Ziehet hin! Unser Gebeth, das wir zum Geber alles Guten für euer Wohl abschikken werden, wird euch überall hin begleiten, damit euch auch der Segen des Allmächtigen, sein Schutz und seine Gnade überall hin begleiten. Amen.

Sittenrede
bei einem Dankfeste
nach erhaltenem Siege.

Text. Mit grosser Herrlichkeit hast Du jene zerdrükket, die meine Feinde waren; deinen Zorn hast Du ausgesandt, und er hat sie, wie Feuer die Stoppeln, verzehret. Im zweiten Buche des Moses, 15. Hauptst. 7. V.

Eingang.

Das, was Moses im Namen des israelitischen Volkes zu Gott spricht, das können auch wir, christliche Zuhörer, heut sagen. Groß war das Heer Pharaons, mit dem dieser hartnäkkige König die fliehenden Israeliten verfolgte; entflammt vor Zorne schwor er dem schwächern Israel den Untergang, und nur Gott konnte sein Volk retten; und nur Gott rettete es mit grosser Herrlichkeit. Auch unserm Heere stand ein

mächtiger, ein überlegener Feind entgegen; ein Feind, der nur das Verderben unsers Vaterlandes, den Untergang seiner Einwohner, die Vernichtung unserer Krieger im Schilde führte: Gott aber segnete die Waffen unsers Fürsten; stärkte unsere Krieger; schützte die, welche für die gerechte Sache stritten, und zerdrükkte die, welche unsere Feinde waren; sein Zorn, das ist: seine Gerechtigkeit hat sie verzehret, wie Feuer die Stoppeln zu verzehren pfleget.

Lasset uns also mit gerührtem Herzen unserm Gott, unserm Schützer und Retter danken: denn Er hat uns den Sieg ertheilet, dessen wir uns jetzt freuen. Lasset uns frohlokken und fröhlich sein: denn der Sieg hat wichtige, hat gute Folgen für uns. Lasset uns Freude empfinden; weil uns der Herr Gutes gethan hat, da Er die Feinde unseres Fürsten und unseres Vaterlandes, folgsam unsere Feinde gedemüthiget, geschlagen, zerstreuet hat. Aber erinnert euch immer, meine Christen, daß ihr Anhänger der Lehre Christi seid, deren Freude allzeit mässig, allzeit tugendhaft sein soll. Sehet hier,

Geliebteste! den Gegenstand meiner heutigen Rede. Ich zeige euch nämlich, wie eure Freude bei diesem mit Gottes Hülfe glükklich erfochtenen Siege beschaffen sein solle. Eure Freude soll vernünftig und mässig sein: dieses zeige ich im ersten Theile; eure Freude soll christlich und tugendhaft sein; dieses zeige ich im zweiten Theile. In beiden Theilen werdet ihr wichtige Wahrheiten hören, die euch zu wissen höchst nöthig sind. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Daß wir Menschen uns bei vortheilhaften, nützlichen und erspießlichen Begebenheiten erfreuen können, lehret uns die Schrift in mehreren Orten. Schon der Weise im alten Bunde sagte uns durch den Geist Gottes geleitet, es seie eine Zeit sich zu erfreuen, und es seie auch eine Zeit traurig zu sein und zu weinen; und schon darum können wir mit jenen gar zu strengen Splitterrichtern nicht zufrieden sein, welche verlangen, der Mensch solle stäts traurig

sein, stäts weinen. Nein! Es giebt Zeiten, Umstände und Gelegenheiten, in deneu der Mensch sich freuen kann, sich freuen darf. Ja Paulus zeiget es uns sogar als eine Schuldigkeit an, daß wir uns mit denen freuen sollen, welche Freude haben, so wie wir auch mit denen, die traurig sind, in der Traurigkeit übereinstimmen sollen. **Weinet mit denen, welche weinen; und frohlokket mit denen, welche fröhlich sind.**

Aber auch an einem andern Orte erlaubet uns Paulus, daß wir freudenvoll sein können. **Erfreuet euch allzeit in dem Herrn**, sind seine Worte: **ja sage ich euch, erfreuet euch.** Würde wohl Paulus uns die Fröhlichkeit mit so gewichtvollen Worten erlauben, wenn sie einem Christen unanständig wäre? Würde er uns dazu aufmuntern? Und wann haben wir mehr Ursache zur wahren Freude, als eben jetzt? Jetzt, da wir Gott danken für den Sieg, den Er unserem Landesfürsten und seinem Heere ertheilet hat? Jetzt, da Er uns durch diesen Sieg viel Gutes hat zufliessen lassen.

Zwei Heere standen gegen einander,

das Heer unseres Landesfürsten, und jenes unserer Feinde. Das unserige schwächer an der Zahl, stärker am Muthe; entschlossen für die Gerechtigkeit und gute Sache zu sterben, oder zu siegen, focht mit mannbarer Standhaftigkeit in vollem Vertrauen nicht auf seine Anzahl, nicht auf seine Stärke, nicht auf seine Waffen, sondern auf den Beistand des Allerhöchsten, der erhöhet den, dem Er günstig ist, und die erniedriget, die seine Feinde sind. Diesem Vertrauen schenkte auch der Herr seinen Segen. Ja Du, o Herr! zogest vor unserem Kriegsheere aus; Du stärktest ihre nervigten Arme; Du schwächtest die feindlichen Sehnen, und streutest Furcht in ihre Gemüther; Du blendetest die feindlichen Heerführer, und zerstreutest ihre Rotten mit einer Macht, die das Aug nicht sieht, die nur der Glauben erkennet. Die Feinde wurden besieget, geschlagen, zernichtet.

Wäre der Sieg auf der Seite der Unsrigen nicht gewesen; hätte sie Gott verlassen, und seinen Beistand den Feinden geschenket; wären sie vor den feindlichen

Scharen überwältiget worden: Gott! welches gränzenlose Unglükk würde über uns gekommen sein! Wie viele Meuschen, verdienstvolleste Menschen hätten ihr Leben dabei eingebüsset! Wie viele brauchbare Männer, jung, gesund, rüstig, beherzt wären in die betrübte Gefangenschaft hinweggeführet worden! Der Feind hätte die schönsten Felder verheeret; das Getreid zertreten; Viehheerden hinweggetrieben; Oerter ausgeplündert und verbrannt; Kirchen beraubet und zerstöret; Jungfrauen ihren kostbarsten Schatz mit Gewalt genommen; Ehegattinnen zur Untreue gezwungen; Greise mißhandelt und Säuglinge getödtet. Tausende der Wohlhabensten wären in den tranrigsten Stand der Armuth gestürzet worden, und ihre Nachkommen würden in die Jahrhunderte die Folgen eines augenblikklichen Unglükkes gefühlet, schwer gefühlet haben; die ganze Gegend würde noch nach vielen Jahren Spuren einer bedaurungswürdigen Verheerung dem staunenden Wanderer entgegen halten.

Aber dem gütigen Gott, unserem besten

Vater war es gefällig, alle diese Uibel abzuwenden; uns davon zu sicheru: der Sieg, den Er unserer Mannschaft verliehen hat, war die Gränze, durch welche wir von so vielen Uibeln beschützet wurden, war die Mauer, die Er den boshaften Vorsätzen unserer Feinde entgegen setzte, damit sie nicht konnten ausgeführet werden. Sollten wir uns dessentwegen nicht freuen? Sollten wir nicht frohlokken? O ja, meine Christen! Wäre diese Zeit nicht eine Gelegenheit sich zu freuen, und seine Freude auch äusserlich zu zeigen: welche könnte es dann noch mehr sein? Erfreuet euch also meine Christen; euer Gefühl seie Dankbarkeit gegen Gott, Freude für euch; erfreuet euch auch; aber nur nach den Worten des Apostels: **erfreuet euch in dem Herrn, jedoch so, damit zugleich eure Sittsamkeit, eure Mässigkeit, allen Menschen sich offenbar zeige.** Eure Freude sei mässig!

Was versteht man dann aber hier unter der Mässigkeit, die unsere Freude beschränken solle? Die Mässigkeit, die hier Statt haben muß, soll nicht in Muthwillen

ausarten; sie soll sich nicht erstrekken auf das Unglükk, das unsere Feinde befallen hat; mit einem Worte, sie soll sich einschränken in Ansehung des Gegenstandes; sie soll sich einschränken in Ansehung der Art, und auf diese Weise nur ist unsere Freude wahrhaft mässig. Uiber beides will ich etwas weitschichtiger reden.

Unsere Freude muß sich beschränken in Ansehung der Art sich zu zeigen. Eine sittsame Freude stehet einem Christen allerdings zu, aber keine muthwillige; eine sittsame, die sich in muntere Worte, scherzhafte Gespräche ergiesset; die mit einer fröhlichen Mahlzeit verbunden ist; bei der Freunde einander ihre Herzen öffnen, und auf einige Zeit alle Erinnerungen an verdrießliche Vorfälle, an widrige Eindrükke auf die Seite schaffen; wo jeder dem andern sich nur gefällig zu bezeigen beflissen ist. Diese Freude geziemet sich für einen Christen; aber nicht die, die mit Muthwillen verbunden ist; nicht die, die mit tollen Streichen vergesellschaftet ist; da man nur lärmet und poltert, schreiet und jauchzet gleich Unsinni-

gen; da man andere beunruhiget, und sie zum Zorne reizet; da man sich wohl gar beikommen läßt, seinen Nächsten zu mißhandeln, mit andern Gespött zu treiben, sich auf Unkosten anderer lustig zu machen; da man seine Freude nur durch Schwärmen, unmässiges Schlemmen und Trunkenheit äussert. Diese Freude ist nur die Freude des Bösewichtes; ist dem Christenthume zuwider; der Christ kennet sie nicht: weil sie keine Freude nach dem Herrn ist.

Eure Freude also liebste Christen, seie ferne von allem Muthwillen, von aller Ausschweifung; seie Niemanden zur Beleidigung; Niemanden zum Aergernisse, und sie wird der Ermahnung des heiligen Paulus zufolge, eine Freude in dem Herrn sein. Zwar euer ganzes Betragen läßt mich hoffen, daß für euch diese Warnung überflüssig seie: aber eine Erinnerung ist dennoch nothwendig. Es ist nicht genug, daß ihr eure Freude so beschränket, daß ihr selbst in keinen Muthwillen ausartet: ihr müsset auch verhindern, daß eure Kinder, eure Dienstbothen, eure Angehörigen sich

bei der allgemeinen Freude keinem Muthwillen überlassen. Ihr könnet dieses verhindern. Wie leicht, liebste Christen, könnet ihr dieses! Was habt ihr anderst zu thun, als sie entweder unter euren Augen zu behalten, oder sie andern gesetzten und vernünftigen Menschen anzuvertrauen, die sie scheuen, und von denen sie leicht im Zaume gehalten werden? Wie leicht können in solchen festlichen Tagen Unschuldige beschädiget werden! Würde es euch nicht ewig betrüben, wenn ihr durch eure Unobachtsamkeit zuliesset, daß durch die Eurigen andere beschädiget werden, da ihr es so leicht verhindern könnet?

Wie leicht werden bei solchen Gelegenheiten junge Gemüther von andern verführet; da sie böse Beispiele öffentlich sehen, und keinen warnenden Schutzgeist an ihrer Seite haben, der die bösen Eindrükke abermal verwischt? Welche Reue würde euch einstens quälen, wenn ihr euch selbst bei Stunden, da ihr über euer Leben nachdenket, sagen müßtet: Hättest du damals, da aller Herzen der Freude offen waren, auch

deine Augen über deine Untergebenen, über deine Kinder offen gehabt, so würden sie nicht sein verführet worden! Euch eine solche vergebliche Reue zu ersparen, so seiet dann wachsam, wachsam über euch selbst, damit eure Freude ferne von allem Muthwillen sei; wachsam über eure Angehörigen: damit nicht ihre Begierden zügellos werden: damit alle sich zwar erfreuen, aber zugleich auch ihre Sittsamkeit der ganzen Welt kund werden lassen.

Eure Freude wird auf diese Weise mässig sein, in der Art sich zu zeigen, wie sie auch mässig und beschränkt sein soll: sie muß aber auch beschränkt sein in Ansehung des Gegenstandes. Der Sieg ist erfochten, aber nicht ohne vieles Blutvergiessen; die Feinde sind besieget: aber sie haben dabei vieles gelitten, grausame Schmerzen empfanden, unbeschreibliche Mühe und Arbeiten vertragen; es geschah ihnen übel. Uiber das, christliche Zuhörer, dürfet ihr euch nicht erfreuen! Diese Vorstellung muß eure Freude mässigen; denn sind sie gleich eure Feinde, so sind sie doch auch Menschen, welche gleiche

Empfindungen mit euch haben; sind sie gleich eure Feinde, so dürfet ihr sie doch nicht ganz von eurer Liebe ausschliessen. Freuet euch, daß der Sieg auf unserer Seite ist, so bedauert doch, daß eure Feinde dadurch so unglükklich geworden sind. Danket Gott, daß Er unserem Heer den Sieg verliehen hat: aber bittet Ihn auch zugleich, daß Er den feindlichen Kriegern die Macht benehme uns ferner zu schaden, aber zugleich für das Uible, was sie dabei erlitten haben, ihnen wiederum viel Gutes erweise, und sie in andern Stükken beglükke. Wenn ihr, Geliebte, so denket, so handelt: so ist eure Freude, wie sie sein soll, mässig nnd vernünftig.

Zweiter Theil.

Aber, o Christ, würdest du wohl in deinem Gewissen ruhig und sicher sein können, wenn du bei deiner Freude keine andere Regel beobachtetest? Der Christ darf sich nie allein denken; er muß sich allzeit vorstellen, daß er ein Bruder vieler anderer

Brüder ist, die er niemals vernachlässigen, die er niemals auf die Seite setzen darf. Alle Christen sind seine Brüder: weil sie alle Söhne Gottes, Erlösete Jesu Christi sind, Brüder jenes Erstgebohrnen aus vielen, der für das Heil aller Menschen gestorben ist; ich sage noch mehr, alle Menschen, selbst die, die den christlichen Glauben verschmähen, sind Brüder des Christen: weil Gott alle in der menschlichen Natur seines Eingebohrnen Sohnes als Kinder angenommen hat; weil Er der Vater des Christen und Nichtchristen, durch die Erschaffung, und durch die Erhaltung ist.

Ist nun der Christ anderer Christen, anderer Menschen Bruder; Bruder dem Glauben nach, Bruder der Natur nach: muß er nicht bei seiner Freude Rükksicht auf andere nehmen? Kann er Freude haben, wenn seine Brüder traurig sind; wenn sie weinen, und ächzen? Kann er Freude empfinden, wenn jene, die Ursache an seiner Freude sind, sich, eben dadurch unglükklich gemachet haben? O mein Gott! wenn Menschen in solchen Fällen, sich ganz allein mit sich und ihren

frohen Empfindungen beschäftigen können; und mit ihren Gedanken sich nicht weiter verbreiten, wie stumpf muß ihr Gefühl; wie schwach ihre menschliche Empfindung, wie lokker ihre christliche Gesinnung sein! Ich schmeichle mir, Andächtige, ihr verstehet, wo ich hinziele; und dennoch um allem Mißverstande vorzubeugen, will ich deutlicher reden. Eure Fröhlichkeit muß Einfluß haben auf das Wohl jener Krieger, die den Sieg erfochten haben; muß Einfluß haben auf jene Armen, die euch umgeben, bei denen Armuth und Elend jeder frohen Empfindung den Eingang in das Herz verwehret.

Eine solche Freude ist tugendhaft, ist wahrhaft christlich. Das Christenthum, Geliebte, ist niemals müssig, niemals schlafend; das Christenthum wirket allzeit, in allen Umständen, bei der Traurigkeit, wie bei der Freude; das Christenthum ergiesset sich bei allen Gelegenheiten in tugendhafte Handlungen: das Christenthum machet, daß der Mensch, so viel es sein kann, dem himmlischen Vater gleich zu werden trachtet: von

dem selbst Jesus Christus saget: daß **Er allzeit wirket.** Seiet ihr also wahre Christen, geliebteste Zuhörer, o so bezeuget es jezt bei dieser allgemeinen Fröhlichkeit; lasset eure Freude wirksam sein, gegen die Soldaten, die zu eurem Beßten gestritten haben; gegen die Armen, die um euch herum sind. Auf diese Art wird eure Freude wahrhaft christlich, wahrhaft tugendhaft sein.

Eure Freude, sage ich, muß Einfluß haben auf das Wohl der Krieger, die den Sieg erfochten haben. Sie haben den Sieg errungen; das Feld behauptet; die grossen Haufen der Feinde in die Flucht geschlagen: aber sie haben vieles dabei ausgestanden; ihre Kräfte aufgeopfert; sich vielen Gefahren ausgesetzet, und nur durch ihre grosse Mühe und Beschwerlichkeit haben sie uns die Freude verschaffet, der wir jezt geniessen: ist es nicht billig, daß wir ihnen dafür einigen Ersaz leisten? Saget nicht, meine Christen: Sie haben für den Monarchen gestritten; er soll, er wird sie belohnen. Sie haben für den Monarchen, aber auch für unsern Nuzen gestritten; ich habe euch

dieses schon oben, schon ein anderes Mal bewiesen *); es ist also billig, es ist nothwendig, daß wir eben sowohl etwas beitragen zu ihrer Erquikkung als der Monarch. Der Monarch leistet das Seinige überflüssig: was aber habt dann ihr bisher geleistet? Was ihr nun noch nicht gethan habt, das thut jetzt. Habt ihr diese eure Schuldigkeit bisher noch nicht erfüllet, so fanget nun an dieselbe zu erfüllen; erquikket jetzt die tapferen Krieger; lasset sie auch Theil an eurer Freude nehmen, so werden sie auch in Hinkunft mit mehr Muth und Munterkeit ihren und unsern Feinden sich entgegen setzen.

Wie viele aus euch werden wohl sagen: Wie ist das möglich? Unseee Krieger sind so viele Meilen, so viele Tage weit von uns entfernet: wie können wir sie Theil an unserer Freude nehmen lassen? Scheint es nicht eine blosse Unmöglichkeit zu sein?

---

*) Siehe oben den ersten Theil dieser Rede; und den ersten Rheil der zweiten Rede in diesem Bande.

Nein, meine Christen; die christliche Liebe findet keine Unmöglichkeit in dem, was sie unternehmen will. Es giebt kein so schweres Hinderniß, daß die Liebe nicht zu überwinden wüßte. Ihr habt aber hierinfalls gar keine grosse Beschwerlichkeit; erlaubet mir, daß ich euch einige Arten, wie ihr euch dieser eurer Schuldigkeit entledigen könnet, vor Augen lege. Wie schwer würde es dann sein, wenn ihr eine allgemeine Sammlung vornehmen wolltet, in der ein jeder nach seinen Mitteln, nach seinem Vermögensstande so viel beitrüge, als ihm möglich wäre, und wenn ihr das Gesammelte da abgäbet, von wo aus es ihnen gewiß zukommen würde? Welche herrliche Unterstützung könnte diesen unsern Vertheidigern zufliessen, wenn solche Sammlungen überall geschähen! Wie gut könnten sie zuweilen gute Tage für Entschädigung, für ihre so viele trüben Tage geniessen! Würden sie nicht auf diese Art wahren, und wirksamen Antheil an eurer Freude nehmen?

Oder wollet ihr eine andere Weise wissen, dieser eurer Schuldigkeit genug zu

thun? Haben diese muthigen Verfechter des Vaterlandes nicht in eurer Mitte oder in euren Gegenden ihre Weiber und Kinder zurükke gelassen? Schmachten sie nicht im Elende und Armuth? Alle zu unterstützen nach ihren Nothdürften, ist selbst der Staat nicht vermögend in Zeiten, in denen er ohnehin alle seine Kassen erschöpfet. Wie, meine Christen? Wenn ihr diesen Hilfsbedürftigen jene Hilfe ertheiltet, die ihr ertheilen könnet; wenn ihr bei ihnen jene Dankbarkeit abtrüget, die ihr ihren Gatten und Vätern schuldig geworden seid? Würde das nicht in den Gemüthern dieser braven Krieger eine so grosse Freude erregen, als in den eurigen ist erreget worden, über den durch ihre Bemühungen erfochtenen Sieg? Würden sie nicht gerade auf diese Art den angenehmsten Antheil an eurer Freude nehmen? Würden sie nicht aber auch zugleich eben dadurch aufgemuntert, ein anderes Mal ihre Kräfte gedoppelt anzuwenden, und mit mehr Muthe und Lust auf den Kampfplatz zu treten, da sie wissen, daß jene vor dem Elende grossen Theils wenigstens gesichert

sind, derer Wohl ihnen eben so sehr am Herzen liegt, als ihr eigenes?

Ihr habt aber noch eine dritte Art, eure Freude auch auf die unglükklichen Krieger strömen zu lassen. Viele aus ihnen sind in eben der Schlacht, in der sie Obsieger geworden sind, verwundet worden, und leiden noch Schmerzen, brennende Schmerzen an ihren Wunden; sie rufen um Hilfe; der Statt zwar leistet ihnen Hilfe nach seinen Kräften: allein auch hier fordert er euch zur Unterstützung auf. Könnet ihr nicht wenigstens durch Abführung alter Leinwand, durch Verfertigung erforderlicher Fasern etwas beitragen, auch denen, die euch eine so grosse Freude durch ihre Gefahren und Bemühungen, durch ihre Wunden und Schmerzen verursachet haben, eine doch nur geringe Freude verschaffen, nur einen Theil ihres vielfältigen Elendes mildern? Sehet, was ihr als rechtschaffene Christen alles zum Besten, zum Vergnügen, zur Erquikkung der Soldaten, der Vertheidiger des Landesfürsten, der Religion, des Vaterlandes, und eurer zeitlichen Glükkseligkeit un-

ternehmen könnet: werdet ihr es nicht auch unternehmen wollen? O Ja, ich weiß es, ihr thut es, ihr thut es gewiß, ihr werdet gewiß auf eine aus diesen dreien Arten an eurer Freude auch die muthigen Streiter im Felde Theil nehmen lassen? Euer Antlitz, euer guter Willen bürget mir dafür.

Aber liebe, liebste Christen, ihr habet auch unter euch und neben euch Menschen, welche so gerne auch Antheil an eurer Freude hätten. Sehet euch nur um, ihr, denen Gott ein viel besseres Loos, als vielen andern, bestimmet hat; denen Er eine reichere Kasse geschenket hat; sehet euch um, neben euch steht der Arme, der Elende mit zerrissenem Kleide, mit blossem Fusse, mit hagerem Angesichte, mit hohlen Augen; er heftet seine Augen auf eure Gesichter, und wird doppelt elendig: weil er keinen Theil an eurer Freude haben kann, zu der er doch als euer Mitmensch, als euer Mitbürger, als euer Mitbruder ein eben so volles Recht als ihr, hat. Neben euch steht eine abgehärmte Mutter mit ihrem blossen Säuglinge auf ihren zitternden Armen, die ihn mit

ihren Thränen badet, weil sie ihn mit der Milch, die ihr ihre saftlose Brust versaget, nicht mehr nähren kann. Auch sie lechzet; auch sie wünschet sich einen Augenblikk nur so ihre Stirne entwölket zu sehen, wie die eurige heut entwölket ist. Könnet ihr diese Bedaurungswürdigen neben euch stehen sehen, und trokken in euren Augen, ungerührt in eurem Herzen bleiben? Könnet ihr sie neben euch stehen sehen, und nicht einen Theil der Last, die ihre Herzen drükket, beschweret, zusammen presset, von selben wegwelzen? O nein, das könnet ihr nicht.

Einige Groschen, nur einige, und bei euch, deren Kästen noch voller sind, noch reichhaltiger, einen oder zwei Gulden von dem abgerechnet, was ihr zur Bezeigung eurer Freude bestimmet habt, wird ihnen grosse Freude verursachen, ohne die eurige zu mindern. Sie werden auf wenige Augenblikke ihren ganzen Kummer vergessen, und die Seligkeit, die ihr ihnen verschaffet, unendlich hoch anrechnen: ihr aber werdet nichts von eurer Freude verlieren. Wie? Was sage ich? Mein Ausdrukk war zu schwach:

denn ihr werdet an eurer Freude noch gewinnen. Die fröhliche, heitere Miene, die sich bei eurer, bis diese Stunde noch nicht gewöhnlichen Freigebigkeit; bei der nicht einmal gehofften Gabe; bei dem Geschenke, das ihr nebst euren gewöhnlichen Gaben ganz unerwartet machet, über ihre zur Hälfte leblosen Gesichter verbreitet; diese holde, euch anlächelnde Miene wird neue Fröhlichkeit, neue Freude in euer mitleidiges Herz giessen; ihr werdet euch um so viel fröhlicher finden, je fröhlicher ihr andere werdet gemacht haben. O! Lasset euch dieses zum Antriebe dienen, daß ihr die Armen, die um euch sind, auch Theil an eurer Freude nehmen lasset. So werdet ihr nicht nur eine vernünftige, sondern auch eine christliche, eine tugendhafte Freude in euch fühlen, eine Freude, die euch als Christen geziemet; die nach der Lehre des Apostels in dem Herrn selbst gegründet ist.

Beschluß.

Sehet nun, Andächtige, die Lehre, die ich euch heut bei gegenwärtigem Dankfeste

geben wollte. Ich habe euch zwar nur gezeiget, wie ihr eure Freude mässigen, wie ihr sie tugendhaft machen könnet: glaubet aber nicht, daß ich dabei die Gott schuldige Dankbarkeit vergessen habe. Nein, meine Christen, ich habe sie nicht vergessen: denn ich bin überzeuget, daß ihr eure Dankbarkeit gegen Ihn, als den Schrekken und Besieger unserer Feinde auf keine andere Art besser an den Tag legen könnet, als wenn ihr wegen der Vortheile, die Er euch hat zukommen lassen; wegen der Freude, die Er in Euer Herz gegossen hat, seinen Geschöpfen Gutes thuet. Hievon bin ich überzeuget, sage ich, und ich hoffe, auch ihr werdet davon euch leicht überzeugen können.

Saget dann nicht Christus, daß Er alles, was man den Armen thut, so aufnehme, als wenn es Ihm selbst wäre gethan worden? Sollen wir Ihm für das Gute, das Er uns ertheilet hat, Gaben und Opfer zur Dankbarkeit bringen? O Er hat sie nicht vonnöthen; Er bedarf ihrer nicht. Gut! So wollen wir sie seinen geliebten Kindern geben, und Er wird sie so

aufnehmen — gewiß so aufnehmen, als wenn sie Ihm selbsten wären gegeben worden. Diese Dankbarkeit verlanget Er von uns, mit dieser ist Er zufrieden; für diese wird Er uns auch einstens belohnen. O so lasset uns dann unsere Dankbarkeit gegen Gott dadurch bezeigen, daß wir unsere Freude durch Vernunft mässigen, und durch wahre Tugend, durch Freigebigkeit und Mildthätigkeit auch auf ärmere Menschen, besonders auf die abgematteten Krieger im Felde überströmen lassen; und das Dankopfer, das wir Ihm jetzt am geheiligten Altare abstatten werden, wird Ihm desto wohlgefälliger und angenehmer sein, und wir können mit Zuversicht hoffen, daß Er auch in Hinkunft die Heere unseres Landesfürsten segnen, schützen und stärken; uns aber vor unsern sichtbaren Feinden, und in allen Gefahren bewahren werde, bis Er uns in jene himmlische Wohnungen bringen wird, in denen kein Feind mehr ist, der uns in unserer seligen Ruhe stören kann. Amen.

Anmerkungen zur vorhergehenden Predigt.

Diese Rede giebt vielmehr Fingerzeige zur Ausführung ihres Inhaltes, als daß sie den Gegenstand vollständig behandelte. Der Stoff ist so reichhaltig, daß er leicht zu mehreren Reden auslanget. Schon im ersten Augenblikke sieht man, daß ein jeder Theil für sich eine hinlängliche Materie für eine vollständige Rede enthält. Aber noch mehr: Es lassen sich aus dieser einzigen Rede vier andere machen, die bei eben dieser oder auch bei einer anderen Gelegenheit können gehalten werden. Die erste von der Entfernung des Muthwillens bei freudigen Vorfällen; die zweite von den Gesinnungen bei Unglükksfällen eines Feindes; die dritte, von der Pflicht, die Armen an zeitlicher Glükkseligkeit Theil nehmen zu lassen; die vierte endlich von den Pflichten des Bürgers gegen die Soldaten. — So, wie die Siege mit verschiedenen Umständen begleitet sein können, die von der Zahl, Beschaffenheit, Grausamkeit, List der Feinde her-

genommen werden; oder von der Beschaffenheit des Ortes, der Zeit, und dergl. so kann auch in einer solchen Rede Vieles verändert, und erweitert werden, welches alles einem geübten Redner von sich selbst in die Augen leuchtet. — Vieles aus dieser Rede kann auch gebrauchet werden bei Gelegenheit eines Dankfestes nach wieder erhaltenem Frieden; wobei der Nutzen immer grösser ist, als bei erhaltenen Schlachten.

Rede

bei Gelegenheit eines öffentlichen Gebethes wegen glükklichen Anfanges eines Krieges oder Feldzuges.

Gehalten im Jahre 1795.

Text. Sie hielten eine Versammlung sich zum Kriege zu bereiten, und in ihrem Gebethe Gott um Barmherzigkeit und um seine Gnaden anzuflehen. Im ersten Buche der Machabäer, 3. Hauptst. 44. Vers.

Eingang.

Die Tage, welche uns das Buch der Machabäer schildert, erneuern sich in unsern Zeiten. Das gläubige Volk war bedrängt; ungeheure Scharen der Heiden zogen gegen eine sehr geringe Anzahl der streitbaren Juden; der Muth der Feinde war mit Grausamkeit vermischet, und ihr Wünschen gieng

nur dahin, jenes Volk, das sich dem Dienste Gottes auf eine vorzügliche Art gewidmet hatte, zu unterdrükken, und von der Erde zu vertilgen.

Und in unsern Zeiten was sehen wir? Wie sehr übersteigt die Menge feindlicher Krieger die Zahl derer, die für die Gerechtigkeit fechten; die Zahl unserer streitenden Heere, die ihrem Gott getreu, getreu ihrer Religion, getreu ihrem Vaterlande und Landesfürsten, ihr Blut für die gerechte Sache aufopfern, und lieber ihr Leben verlassen wollen, als alles, was ehrwürdig und heilig ist, dem Muthwillen ruchloser Menschen preis geben! Und diese Feinde, was sind sie? Was verlangen sie? Wie verfahren sie? Sind sie nicht boshafte Menschen, die des Unendlichen spotten; sein Gesetz verlachen; alle gute Ordnung mit Füssen treten? Wollen sie nicht in ihrer Bosheit täglich grössere Fortschritte machen? Wollen sie nicht selbst andere zur ähnlichen Bosheit verleiten? Ist endlich eine grausamere Verfahrungsart möglich, als jene, deren sie sich bedienen? O ich habe nicht Ursache dieses

weitschichtiger auszuführen: es ist einem jeden aus uns ohnehin besser bekannt; wir haben es genugsam aus Zeitungen gelesen: mir bleibt nichts übrig, als daß ich die Schuldigkeiten anzeige, die hieraus für christliche Unterthanen entspringen.

Hier kann ich euch, meine geliebtesten Zuhörer, die Juden aus den Zeiten der Machabäer zum Muster aufstellen. Sie versammelten sich; sie berathschlagten sich miteinander, wie dem Uibel abzuhelfen seie; sie sannen auf Mittel, und fanden vorzüglich zwei, welche ihnen die wirksamsten zu sein schienen, welche auch die wirksamsten waren bei Bezähmung ihrer Feinde. Sie bereiteten sich zum Kriege, ein jeder nach Maßgabe seiner Beschaffenheit und Umstände; sie wandten sich mit einem eifrigen Gebethe zu Gott um Beistande und Segen. So machten es die Juden; so — so sollen, so müssen auch wir es machen: auch wir müssen alles, was wir können, beitragen, um unsern Landesfürsten die Zubereitung zu diesem Kriege zu erleichtern; auch wir müssen unser Gebeth zu Gott ausgiessen,

um Segen für unsere Waffen von Ihm zu erbitten. Sehet hier, Andächtige, den ganzen Inhalt meiner heutigen Rede, die ich in zwei Theile zerlege. Ich sage nämlich: Wir sind schuldig dem Landesfürsten die Zubereitung zu diesem so kostspieligen Kriege zu erleichtern: dieses zeige ich euch im ersten Theile; wir sind schuldig zu Gott zu bethen, daß er Segen und Glükk unsern Waffen ertheile; dieses zeige ich im zweiten Theile. Da ich in beiden Theilen Wahrheiten vortrage, auf die ihr gewiß noch zu wenig gedacht habt, so verspreche ich mir eure ganze Aufmerksamkeit. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Wir mögen den Krieg betrachten, wie wir immer wollen, so finden wir, daß wir vielen Antheil daran haben; daß wir also auch aus eben dieser Ursache beitragen müssen, damit er könne geführet werden. Betrachten wir ihn als etwas, das zum Nutzen des Staates, des gemeinen Wesens, des Vaterlandes unternommen wird, so neh-

men wir ja Theil an diesem Nutzen; weil ein jeder aus uns ein Theil des Staates, ein Glied des gemeinen Wesens, des Vaterlandes ist; der Nutzen, wenn er erreichet wird, fällt auf uns: wir nehmen also in dieser Rükksicht gewiß einen bestimmten Antheil an dem Kriege. Ich weiß, daß viele Christen hierüber irriger Meinung sind: man glaubet, Kriege würden von Monarchen nur darum geführet, damit sie den Namen der Ländereroberer bekämen; damit sie unter die Zahl der Helden versetzet würden; damit die Lorberkränze ihre Bildnisse schmükken: allein wer kann so reden? Nur der, der sich niemals die Mühe genommen hat, der ganzen Sache gehörig nachzudenken, oder aber der, der muthwillig genug ist boshafter Weise alles bös auszulegen, was andere Menschen unternehmen. Lasset uns der Sache etwas genauer nachspüren, und wir werden die reine Wahrheit gar leicht entdekken.

Wie oft fangen Landesfürsten Kriege an um die Unbilden, die von einer andern Macht ihren Unterthanen geschehen, zu rächen;

ist hier in einem solchen Falle der Nutzen nicht für jeden Unterthan offenbar? Freilich saget mancher: Mich betrifft die Sache nicht; ich habe keine Unbild erlitten; mir kann der Krieg auf keine Art Nutzen bringen. Aber wie sehr irret ein jeder, der so denket! Auf zwei Stükke dürfte er aufmerksam sein, und sein Irrthum würde bald klar vor seinen Augen liegen. Ist gleich er nicht unmittelbar beschädiget worden, so ist doch sein Mitunterthan beschädiget; vielleicht sind auch mehrere seiner Mitunterthanen beschädiget, und die Beschädigungen gehen doch mittelbar auf alle übrigen Mitunterthanen: denn sind nicht die Unterthanen eines Staates gleich den Gliedern einer Kette? Wenn ein Glied der Kette unmittelbar beweget wird, werden nicht zugleich auch alle übrigen beweget? Sind nicht die Unterthanen eines Staates gleich den Gliedern eines Körpers? Wenn ein Glied des Körpers beschädiget wird, empfinden es nicht zugleich alle übrigen Glieder? Soll ich euch diese Wahrheit noch deutlicher vorstellen? O ihr könnet sie leicht mit Augen sehen. Wird der Handelstand

zum Beispiele, eines Landes vom Feinde beschädiget; wird demselben die Zufuhr erschweret; wird ihm sein Gut auf dem Wege hinweg genommen: muß nicht seine Waare vertheuert, von den Abnehmern theurer erkaufet werden? Geht nicht auf diese Art die Beschädigung des Handelstandes auch auf alle anderen Mitstände? Wer kann also im Staate sagen: Nur einer meiner Mitunterthanen ist von einem Feinde beschädiget; ich aber nicht? Niemand kann dieses sagen; nur das läßt sich sagen: Da meine Mitunterthanen unmittelbar sind beschädiget worden, so habe auch ich zugleich Schaden gelitten.

Jedoch wir wollen die Sache auf einer andern Seite betrachten. Würde der Landesfürst gleichgiltig bleiben, wenn einige seiner Unterthanen vom Feinde beschädiget würden: was stünde zu erwarten? Würde derselbe nicht muthiger, oder vielmehr muthwilliger werden, und sich erkühnen auch mehreren anderen Schaden zuzufügen? Selbst die Gleichgiltigkeit des Fürsten würde ihm Anlokkung sein, seiner Bosheit, seiner Ungerechtigkeit freieren Lauf zu lassen. Wie

leicht würde es alsdann möglich sein, daß der vom Feinde verursachte Schaden auch euch, meine Christen, unmittelbar betreffe? Wenn also der Landesfürst wider seine Feinde, von denen seine Unterthanen sind beschädiget worden, zu Felde zieht, so rächet er die Unbilden, die den Beschädigten sind zugefüget worden, und stellet die übrigen alle sicher: damit sie nicht ähnliche Unbilden zu befürchten haben. Ist es nicht klar, daß auch ein solcher Krieg auf alle andere Bezug hat; daß auch aus einem solchen Kriege alle Unterthanen desselben Staates ohne Unterschied Nutzen ziehen können?

Was sollen wir aber von Kriegen sagen, die ihren Anfang von feindlichen Einfällen nehmen? Können wir von diesen nicht alles das behaupten; ja können wir es nicht mit weit grösserem Rechte behaupten, was ich von der ersten Art der Kriege eben erst gesaget habe? Sind nicht die Beschädigungen in diesem Falle weit grösser, weitschichtiger, und allgemeiner? Wird nicht über das ganze Land, auch über jene Gegenden, in die der Feind noch nicht gedrungen ist, das

Elend verbreitet? Ist nicht die Gefahr augenscheinlich vorhanden, daß sich der Feind noch mehr ausdehne; noch mehrere Gegenden plündere und verheere; noch mehr Elend über das ganze Land bringe? Was machet demnach der Fürst, der sich einem solchen eindringenden Feinde mit einem mächtigen Heere widersetzet? Was machet er? Hat er noch seinen eigenen Nutzen, seinen Ruhm zum Zwekke? Oder zielet er noch mehr auf unsern Nutzen? Unser Elend zu mindern: unsern Schaden zu verhüten; unsere Gefahren abzuwenden; unseren Wohlstand uns wiederum zu verschaffen, das, das ist sein Absehen; das ist sein Willen. Er wird durch den Verlust eines Theiles seiner Länder noch nicht unglükklich: aber seine Unterthanen sind es durch den Einfall der Feinde, sind es schon durch die Nähe desselben geworden. Wem zum Nutzen ist demnach ein solcher Vertheidigungskrieg? Hat er nicht einen heilsamen Einfluß auf alle Einwohner des Landes, auf alle Unterthanen? Wer kann dieses läugnen?

Nun haben wir noch eine Art Kriege zu betrachten, bei welchen dem ersten Anscheine nach der Unterthan keinen Nutzen hat: aber auch bei dieser Art Kriege ist der Anschein falsch. Es giebt Kriege, die um Länder zu erobern geführet werden. Hier kömmt es uns nicht zu, zu untersuchen, auf welcher Seite das Recht ist. Wollten wir dieses auch untersuchen, so würde es uns doch unmöglich sein der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Unsere Frage kann nur sein, ob auch diese Art Kriege zum Nutzen des Landes, zum Nutzen der Unterthanen geführet werden? Was sollte es dann nützen dem Unterthane, wird mancher aus euch denken, wenn der Monarch über einige Stükke Landes mehr herrschte? Was sollte es dem Unterthane nützen? O Vieles, meine Christen, gewiß sehr Vieles. Je weitschichtiger das Land des Fürsten ist, desto grösser ist die Zahl seiner Unterthanen; desto stärker ist seine Macht; desto ergiebiger ist der Schutz, den er seinen Ländern gewähren kann; desto gesicherter sind seine Unterthanen vor feindlichen Einfällen und Bedrükkungen.

Noch nicht genug! Je weitschichtiger das Land ist, das der Fürst besitzet, desto zahlreicher sind die Hände, die auf das gemeinschaftliche Wohl aller Landesbewohner hinarbeiten, desto vielfältiger sind die Gegenstände, die unsere zeitliche Glükkseligkeit befördern. Wer kann das läugnen? Wer kann daran nur zweifeln? Ist das Land, das unter eines Monarchen Szeptee steht, klein: wie leicht kann es geschehen, daß ein Theil desselben bald durch Hagel, bald durch unmässige Trökkne, bald durch zu häufigen Regen Schaden leidet, einen Schaden, den alle empfinden; den alle auf lange Zeiten hinaus schwer fühlen. Aber lasset das Land grösser sein: ist wohl eine gleiche Gefahr zu befürchten? Nein, meine Christen. Je grösser das Land ist, desto mehr sind Theile, von denen der Segen kömmt; von denen der Ersatz des Schadens des einen Theiles hergeschaffet werden kann. Ist gegen Westen das Korn sparsamer gediehen, ist sein Wachsthum durch übles Wetter verhindert worden, so ist seine Aernte gegen Osten gesegneter; so sind

dort die Halme häufiger, die Aehren schweerer, und die Früchte ersetzen gar bald den Mangel anderer Gegenden. Das Glükk also der Unterthanen wächst mit dem Wachsthume der Länder. Was können wir also auch von jenen Kriegen sagen, die bloß aus Verlangen den Besitz der Länder zu vermehren, entstehen? Auch sie sind zum Nutzen der Unterthanen gerichtet; auch sie befördern den Nutzen eines jeden einzelnen aus denen, die dem Kriegführenden Fürsten untergeben sind.

Wenn also ein jeder Krieg zum Nutzen des Unterthanes sein kann; so kann ja auch der gegenwärtige Krieg zu unserem Nutzen gedeihen? Was ist demnach natürlicher, als daß wir, gleich den Juden zu den Zeiten des Judas, des Machabäers, Zubereitung zu einem solchen Kriege machen. Freilich uns selbst liegt dieses Geschäft nicht ob: es ist ganz die Sache des Monarchen: er besorget es, und machet die vorzüglichsten Anordnungen seinen Beamten, denen er die ganze Sache nur allein anvertrauet hat. Er befiehlt die Zubereitung zum ganzen Kriege

im allgemeinen, und zu jedem Feldzuge insonderheit; seine Beamten führen seine Befehle aus nach Maßgabe einzelner Umstände, die sie antreffen, und nun was haben dann wir dabei zu thun? Wir haben weder die Zubereitungen, die Zurüstungen zu befehlen, noch die hierwegen ergangenen Befehle zu befolgen, oder auszuführen. Was haben wir also zu thun bei diesen Vorbereitungen?

Was haben wir zu thun? Das, wozu die Lage der ganzen Sache selbst, so zu sagen, den Fingerzeig giebt. Wir müssen unsern Monarchen, den gerechten, den gütigen, den für das Beste seiner Unterthanen so sehr besorgten Monarchen in diesem so schweren, so kostspieligen Geschäfte unterstützen; wir müssen machen, daß es ihm leichter ankomme sich zu rüsten, sein Kriegsheer herzustellen, mit allen Nothwendigkeiten zu versehen, Mitteln zu verschaffen, die der Wuth des Feindes Einhalt thun können. O Gott! welche Auslagen hat der gütige Fürst in einem solchen Falle! Die Mannschaft muß im gehörigen Stande sein; für

so viele Tausende von Menschen müssen Lebensmitteln herbeigeschaffet werden, sie müssen von allen Seiten, die Zufuhren mögen noch so viel kosten, zugeführet werden; die Mannschaft muß durch hinlängliche Kleidung so vor dem rauhen und stürmischen Wetter geschützet sein, daß die Gesundheit dadurch nicht erschüttert, die Körperkräfte nicht erschöpfet, die Streiter nicht zu ihren Verrichtungen unfähig werden. Selbst für den Fall, daß die Truppen erkranken, muß gesorget werden; für den Fall, daß sie von feindlichen Mordgewehren verwundet werden. Für diese Fälle, die bei einer so zahlreichen Armee nur gar zu leicht, nur gar zu oft sich ereignen, müssen Arzeneien von allen Gattungen in Bereitschaft sein, so theuer sie immer zu stehen kommen; müssen Arzeneiverständige zugegen sein, welche immer in betrübten Fällen Hilfe und Erleichterung schaffen können. Alles das erfordert unermessene Summen. Was kann ich noch mehr sagen? Wer wird jene Summen berechnen, die zur Herbeischaffung, zur Verfertigung, zur Erhaltung der eigentlichen Kriegsbedürfnisse vonnöthen sind?

Wenn wir nun diese Summen betrachten, können wir noch anstehn, auf welche Art wir etwas zur Zubereitung des Krieges, des Feldzuges beizutragen im Stande sind? Helfet, liebe Christen; helfet ihr treuen Unterthanen, helfet eurem Fürsten die Auslagen tragen; helfet ihm die Summen vorschüssen; reichet ihm jene Beiträge, die er verlanget: sie sind zu gering, als daß ihr sie ihm versagen, oder nur mit Murren abtragen sollet. Reichet ihm, sage ich, die Beiträge, die er verlanget; und weil sie so gering sind, so gebet ihm noch andere, die er nicht verlanget. Jedoch, was sage ich? Ihr sollet eurem Landesfürsten die anverlangten, und nebst diesen noch auch freiwillige Beiträge geben? Nein! Gebet sie ihm nicht! Gebet dieselben euch selbsten: denn er brauchet sie nicht für sich, nicht für seinen Nutzen; er brauchet sie für euch zu eurem Besten; er brauchet sie: damit er euch vor tausend Gefahren sichere; vor tausend Widerwärtigkeiten beschütze. Werdet ihr sie ihm noch vorenthalten wollen? Werdet ihr euch noch weigern, sie ihm zu geben? Mir schei-

ich lese aus euren Gesichtern, daß ihr diese Beiträge gerne und willig reichen; daß ihr sie häufiger reichen werdet, als ihr sie bisher gereichet habt.

Aber lasset uns den Krieg noch auf eine andere Art betrachten; lasset uns nicht mehr auf das sehen, ob er uns nützlich seie, oder nicht; lasset uns nur in Erwegung ziehen, daß man den Krieg als eine Strafe der Sünden ansieht; anzusehen Ursache hat. Straft uns Gott je zuweilen durch Kriege, so ist es um so viel mehr nothwendig, daß wir das Unsrige beitragen nach unseren Kräften, nach unserem Vermögen. Sind wir Schuld an dem Unglükke, so müssen wir auch Ursache an der Abwendung sein. Oder da Gott uns wegen unserer Sünden strafen will: ist es billig, daß der Monarch allein die Strafe trage; allein die Ruthe empfinde, mit der wir sollten gezüchtiget werden? Wollen wir dann nicht unsere Sünden dadurch abbüssen, daß wir das geduldig ertragen, was uns wegen selber von Gott zugeschikket wird? Sind wir die Gestraften, so müssen wir auch die Leidenden sein, da-

mit dadurch unsere Sünden getilget werden. Wenn ihr das nur allein betrachten wollet, so werdet ihr hieran einen mächtigen Antrieb finden, selbst in den Grundlehren des Christenthumes finden die Kriegsbeiträge, die man euch auferleget, willig, getreu, und so bald es sein kann, abzuführen, und auch andere abzureichen, die nicht verlanget werden: beides werdet ihr thun im Geiste der Busse, und beides wird für euch vor Gott verdienstlich sein.

Zweiter Theil.

Wenn ihr auf diese Art eure Kriegsbeiträge, wie ihr sie zu nennen pfleget, abführet, so erfüllet ihr eine Pflicht, die Pflicht getreuer Unterthanen; ihr ahmet dem Beispiele der Juden in den Zeiten der Machabäer in einem Stükke nach: aber ihr müsset ihnen auch in dem zweiten nachahmen. Wenn ihr eure Beiträge liefert, so helfet ihr die nöthigen Zubereitungen zum Feldzuge oder zum Kriege machen: aber ihr müsset auch euer Gebeth zu Gott ausgies-

sen, daß Er Kraft und Segen den Waffen eures Landesfürsten ertheilen wolle. Auch dieses ist eure Pflicht; ja es ist eure Pflicht, ihr möget euch betrachten als Unterthanen, oder aber als Christen. Diese ist die zweite Wahrheit, die ich euch ebenfalls erklären werde. Nur bitte ich euch dabei eure Aufmerksamkeit zu erneuern.

Wenn ich euch diese Wahrheit vortrage, so habe ich auf zwei Stükke zu sehen, ich muß mit euch als mit frommen Christen reden, und das ist das erste Stükk, auf das ich zu sehen habe: ich muß von diesem meinen Gegenstande auch in Rükksicht derjenigen reden, die des Christenthnms, oder wenigstens vieler christlichen Gebräuche und Gewohnheiten spotten; denen es lächerlich vorkömmt zu Gott um Beistand in vergänglichen Sachen zu bitten, besonders im Kriege, wo es nur bei den Kriegführenden Mächten steht, ihreu Zwistigkeiten ein End zu machen, ihre Händel abzuthun. Dieses ist das zweite Stükk, worauf ich in gegenwärtiger Abhandlung zu sehen habe. Diesen Leztern werde ich ihren Irrthum zu benehmen trachten: den Ersten

werde ich zeigen, wie und warum sie im gegenwärtigen Falle ihr flehentliches Gebeth zu Gott ihrem Herrn und Wohlthäter ausgiessen sollten. Bei beiden Stükken will ich mich so kurz fassen, als es mir möglich sein wird, und will von dem zweiten Stükke den Anfang machen.

Wenn wir nach den Grundsätzen der göttlichen Schrift über unsern gegenwärtigen Gegenstand urtheilen sollen, — und können wir wohl bessere, sichrere und wahrhaftere Grundsätze haben, als diese sind — so ist Gott es, in dem wir alles thun können; Er ist es, ohne den wir nichts ausrichten werden; Er ist es, der allenthalben Segen und Gedeihen verleihet; Er ist es, der Menschen durch den Tod dahin raffet, und wiederum durch seine Gnade lebendig machet, wiedernm zum Leben erwekket; Er ist es, der seine getreuen Diener beschützet; der sie, wenn sie auch in den größten Gefahren sind, sicher leitet; der ihre Feinde demüthiget: Er ist es aber auch, der zuweilen aus gerechtem Urtheile seinen Schutz entziehet, wenn es seinen heiligsten Absichten gemäß ist, so zu handeln. Von

Ihm also nur allein können wir erwarten, daß Er die Feinde unseres Fürsten, unseres Vaterlandes demüthige, in die Flucht schlage, zu Boden stürze. Hier kömmt es nicht mehr auf die Zahl der Streitenden an: die Feinde mögen noch so zahlreich sein; ihre Rotten mögen noch so groß sein, unserem Heere noch so sehr überlegen, so kann doch Gott einer weit geringern Mannschaft Stärke, Kraft und Segen, sie zu schlagen, verleihen: Ihm gilt es gleich viel, saget die Schrift mit klaren Worten, Ihm gilt es gleich viel, ob Er seinem bedrängten Volke durch Viele oder durch Wenige helfe: Hoffet also, liebste Christen, hoffet mit festem Vertrauen auf Ihn. Er nur kann helfen; Er nur wird helfen: denn Er hat versprochen denen zu helfen, die auf Ihn wahrhaft vertrauen.

Ja, meine Christen, Er hat versprochen denen zu helfen, die auf Ihn vertrauen, aber nur unter dem Bedingnisse, wenn wir unser Gebeth zu Ihm ausgiessen. Die Bücher der göttlichen Schrift sind voll von diesen bedingten Verheissungen. Ich glaube,

ihr werdet davon überzeuget sein: denn nur der könnte daran zweifeln, dem diese heilige Schriften gänzlich unbekannt wären; und euch, meine Geliebten, werden sie, wie ich hoffe, nicht gänzlich unbekannt sein. Jedoch, wenn vielleicht einem oder dem andern keine dieser Stellen in das Gedächtniß kommen sollte, so will ich einige derselben anführen. Saget nicht Gott im alten Testamente: **Du wirst Mich am Tage der Noth anrufen, und Ich werde dich erhören.** An einem andern Orte sagte er von denen, die sich seinem Dienste aufrichtig ergeben: **An was immer für einem Tage sie Mich anrufen werden, so werde Ich sie erhören.** Können wir an so klaren Worten noch den mindesten Zweifel haben? Leset, meine lieben Christen, leset die Psalmen Davids; leset vorzüglich seinen neunzigsten Psalm, und ihr werdet mit der größten Rührung die Verheissungen lesen, die Gott denen machet, die zu Ihm sich mit ihrem Gebethe wenden, sie zu erhören.

Diese Verheissungen finden wir aber auch im neuen Testamente; auch hier ver-

heisset Jesus nur jenen den Beistand des Himmels, die sich mit ihrem Gebethe zu Gott wenden. Die Worte unsers Erlösers sind noch viel klärer, viel deutlicher und nachdrükklicher. Er saget zu seinen Jüngern, nnd in ihrer Person auch zu uns, die wir ihre Nachfolger sind: **Bittet, so werdet ihr empfangen; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan werden.** Was können diese wiederholten Worte, die doch nur das Nämliche anzeigen, bedeuten? Gewiß nichts anderes, als den deutlichsten Willen des Erlösers, daß wir um alles das Gute, was wir von Gott hoffen, bitten sollen; gewiß nichts anderes, als die stärkste Bekräftigung, daß nur der sich des göttlichen Beistandes erfreuen kann, der mit Andacht, mit Inbrunst, mit Eifer, mit Beharrlichkeit zu Gott flehet. Jedoch Christus bestättiget es noch mehr, wenn Er hinzusetzet: **Denn nur der erhält, was er wünschet, welcher bittet; nur der findet, welcher suchet; nur dem wird aufgethan, welcher anklopfet.** Können wir aus so nachdrukkvollen Worten noch nicht die Noth-

wendigkeit einsehen, unser Gebeth in gegenwärtigen Umständen zu Gott auszugiessen? Müssen wir nicht vielmehr daraus schliessen, daß uns Gott seinen Beistand versagen; daß Er seinen Schutz uns, und unserem Heere entziehen werde, wenn wir nicht zu Ihm bethen. Wer kann nun noch an dieser Pflicht zweifeln? Wer kann noch dem von unserer Obrigkeit anbefohlenen Gebethe sich entziehen? O meine Christen, nur der könnte es thun, der entweder den Worten der Schrift seinen Glauben entziehen, oder aber kein Freund des Vaterlandes, kein Freund des Landesfürsten, kein Freund alles des Guten sein wollte, das durch einen gut geführten Krieg, durch einen glükklich geendigten Feldzug erhalten wird.

Die frommen Menschen, derer Gedächtniß uns die Schrift hinterlassen hat, zeigen uns mit ihrem Beispiele, daß sie von dieser Wahrheit, die ich eben jetzt vorgetragen habe, ganz überzeuget waren. Niemals zogen sie wider ihre Feinde ins Feld, wenn sie nicht vorher mit einem eifrigen Gebethe sich zu ihrem Gott wendeten; dieses war

immer ihre erste Unternehmung: nur nach dieser giengen sie muthig ihrem Feinde entgegen; nur nach dem Gebethe zogen sie auch ihre Schwerter wider die zahlreichsten Horden. Ihre Befehlshaber schämten sich nicht an der Spitze ihrer bewaffneten Heere ihre Hände zu dem Himmel auszustrekken, ihre Seufzer laut zu Gott abzuschikken. Sollte ich die Beispiele aus den unruhigen Zeiten der Machabäer anführen? Sollte ich alles das, was zu den Zeiten der Richter geschehen ist, weitläuftig erzählen? Sollte ich euch das Gebeth einer heldenmüthigen Judith vor Augen legen? Diese und hundert andere hieher gehörigen Beispiele umgehe ich mit Stillschweigen, und begnüge mich mit einem einzigen, das uns das zweite Buch des Moses erzählet. Die Israeliten waren auf ihrer Reise aus Aegipten ins gelobte Land begriffen, die Amaleziter stellten sich ihnen entgegen, und wollten sie verhindern, dieselbe weiter fortzusetzen; die Israeliten mußten sich mit ihnen schlagen; Moses vertraute die Stelle des Heerführers dem Josue an; er aber stieg auf einen ho-

hen Berg mit Aaron seinem Bruder, und dem frommen Hur, um zu Gott zu bethen, und im Gebethe seine Hände und seinen Stab empor zu halten. Und so lange der bethende Moses seine Hände in die Höhe hielt, so lange siegte Josue mit seinem Heere.

O so strekket auch ihr, meine geliebtesten Zuhörer, strekket auch ihr eure Hände zu Gott auf; bethet ohne Unterlaß zu Gott, dem Herrn der Heerscharen; Gott wird euch erhören: Gott wird euch gewiß erhören. Eure Brüder, eure Anverwandten werden Obsieger sein, wenn ihr eure Hände niemals werdet sinken lassen. Aber, werdet ihr vielleicht sagen, aber wie oft hat man erfahren, daß auch das allgemeine Gebeth fruchtlos gewesen ist? Wie oft hat man erfahren, daß zu Hause viel ist gebethet, Gott um seinen Segen für die streitenden Waffen angerufen, und doch die Streiter im Felde sind geschlagen worden? Können wir leider nicht selbst einheimische Beispiele von dieser traurigen Wahrheit aufweisen? Hat man nicht jederzeit gebethet, wenn un-

sere Heere im Felde standen, und mußten diese nicht doch zuweilen der Uibermacht ihrer Feinde weichen?

Wahr ist das, meine Christen, was ihr hier saget: allein was folget aus dem? Folget vielleicht, daß ihr aufhören sollet zu Gott zu rufen? Folget vielleicht, daß eure Pflicht, euch zu Gott zu wenden, schon geendiget sei? Nein meine Christen, das folget nicht hieraus. Das soll für euch vielmehr ein Antrieb sein, euer Gebeth zu verdoppeln, es desto eifriger fortzusetzen. Christus giebt uns selbst diese Lehre im Evangelium. Wenn ein Freund zum andern kömmt, und von ihm etwas verlanget, saget dieser göttliche Lehrmeister, so kann es wohl geschehen, daß ihm dieser seine Bitte abschlägt, sein Verlangen nicht erfüllet; wenn aber der erste mit seinem Bitten anhält; wenn er nicht nachläßt vom Anklopfen, so wird der Zweite ihm aufmachen, seine Bitte ihm gewähren, nicht mehr aus Freundschaft, sondern wegen der Beharrlichkeit im Bitten. So redet Christus, und was ziehet Er für eine Lehre heraus? Diese, daß seine Jün=

ger anhaltend im Gebethe sein sollen; daß, wenn sie zu Gott rufen, und nicht gleich erhöret werden, sie um so vielmehr fortfahren sollen, zu bethen; daß sie nicht aufhören sollen zu rufen; daß sie in der sichern Hoffnung gewiß bald erhöret zu werden in ihrem Gebethe fortfahren sollen.

Diese Folge machet der göttliche Lehrmeister selbsten, o so erlaubet mir, daß ich auch eine gleiche Folge heraus ziehe; erlaubet mir, daß ich euch offenherzig sage: Seid ihr bisher in eurem Gebethe nicht erhöret worden, so habet ihr noch zu wenig gebethet, so müsset ihr noch mehr bethen, anhaltend bethen, und ihr werdet gewiß erhöret werden. Haben die Krieger eures Landesfürsten bisher nicht den gewünschten Segen von Gott erhalten, so fahret fort zu bethen; versammelt in euren Bethhäusern die Greise und die Unmündigen; stehet ab von euren Geschäften und Ergötzlichkeiten; werfet euch vor dem Throne des Allerhöchsten nieder; hebet eure Hände empor, und fahret fort zu bethen; der Schutz des Allmächtigen wird gewiß kommen; der Segen

Gottes, der bisher ausgeblieben ist, wird gewiß erscheinen; eure Krieger werden mit Macht und Nachdruck streiten, und den Sieg von ihren Feinden sicher erhalten. Haltet an im Bethen, und Gott wird euch wegen eurer Beharrlichkeit erhören.

Ja meine Christen, Er wird euch erhören: wenn ihr würdig seid, von Ihm erhöret zu werden; wenn ihr nicht selbst durch euer Betragen machet, daß Gott, wenn ich mich so ausdrükken darf, seine Ohren von eurem Gebethe abwende. Fraget ihr vielleicht, wie das möglich sei? O meine Christen, schrekklich ist, was wir bei dem Propheten Isaias lesen. Durch den Mund dieses Propheten redet Gott zu dem Volke Israel trostlose Worte, die wir vielleicht auf uns anwenden müssen. Was spricht dann aber der Herr? Er verwirft die Gebethe, die Opfer, die Ihm zu Ehren angestellten Feierlichkeiten der Juden; Er saget, Er wolle sie nicht hören; Er werde sein Angesicht von ihnen abwenden; ihre Gebethe und Seufzer seien nur ein Greuel in seinen Augen; Er hasse ihre Opfer; Er wolle ihre

Feierlichkeiten, ihre Verehrungen gar nicht. Und warum redet dann der unendliche gütige Gott so? Warum verfährt Er so hart mit dem Volke, das Er Sich selbst vor allen übrigen Völkern auserwählet hat? Der Prophet saget es den Juden, saget es aber auch uns. Ihr Gebeth kam aus unreinem Herzen; aus einem mit Sünden bemakkelten Herzen, und das war die Ursache, daß Gott dieses Gebeth nicht erhörte, daß Er es verwarf.

Wie, meine Christen! wie ist euch da zu Muthe, wenn ihr dieses höret, wenn ihr es bei euch überleget? Ihr bethetet zu Gott, aber mit welchem Herzen? Fraget euer eigenes Gewissen. Ist es rein von Sünden, rein von Lastern? Könnet ihr sagen: Wir sind uns keines grössern Fehlers bewußt? Oder aber müsset ihr bei Durchsuchung eures Innersten gestehn, daß ihr Sünder, schwere Sünder seid? O wenn das Letzte ist, und — verzeiht mir, wenn ich unrecht urtheile; aber ich kann mein Urtheil nicht bergen — und ich fürchte die Meisten müssen eingestehn, daß sie schwere

Sünder sind: ist nun dieses Letzte, o dann verwundert euch ja nicht, daß Gott auf euer Flehen noch so wenig aufmerksam war: verwundert euch vielmehr, daß Er seine Geiselstreiche nicht verdoppelt. Verwundert euch nicht, daß Gott nach eurem Gebethe noch so wenig Segen ertheilet hat: denn wir wissen ja nach den Worten der Schrift, **daß Gott die Sünder nicht höret.** Wie schauerlich ist, was Salomon spricht: **Wer sein Ohr vom Gesetze abwendet, dessen Gebeth ist ein Greuel.** Wie kann Gott ein Gebeth erhören, das ein Greuel vor seinen heiligen Augen ist? Oder soll Gott für uns eine besondere Ausnahme machen?

Wie? wird mancher vielleicht aus meinen Zuhörern und Zuhörerinnen ängstlich fragen, ängstlich denken, wie? Sollen wir dann alle Sünder sein? Das, Geliebteste! sage ich nicht; ich hoffe vielmehr das Gegentheil: aber dennoch fürchte ich, daß die Zahl der Sünder weit grösser unter uns ist, als die Zahl der Unschuldigen. Wie wollte ich wünschen, daß meine Furcht ungegründet wäre! Allein die Sache ist wichtig; sie

verdienet unsere ganze Aufmerksamkeit, und eben darum kann ich mich noch nicht von diesem Gegenstande hinwegwenden: ich muß euch bitten, noch einige Uiberlegungen bei euch selbst zu machen.

Wie betraget ihr euch gegen euren Gott? Wie gegen euren Nebenmenschen? Wie gegen euch selbsten? Ist euer Herz nicht voll vom Hochmuthe, vom Stolze, von der Eitelkeit? Wenn ihr zuweilen etwas Gutes thuet, wem schreibet ihr es zu? Bemeistert sich eurer Seele nicht ein geheimes Wohlgefallen an eurer eigenen Güte? Haltet ihr euch nicht selbst für die einzigen Urheber dieses Guten? Wollet ihr euch vielleicht selbst täuschen, und sagen: Nein, wir schreiben es Gott zu; so frage ich euch hinwiederum: Wenn ihr das Gute, das ihr begangen habet, Gott zuschreibet; habt ihr Ihm dann auch dafür gedankt? Ist das nicht, so überzeuget euch, daß Hochmuth in eurem Herzen ihren Sitz aufgeschlagen hat. Wird Gott den hochmüthigen Bether erhören? — Christliches Mägdchen, ist dein Herz rein von aller Eitelkeit? Siehst du

nicht

nicht mit einer gewissen Geringschätzung, oder wohl gar mit Verachtung auf andere dir ähnliche Geschöpfe herab: weil sie nicht so geputzet sind, wie du bist; weil sie nicht, wie du, seidene Kleider tragen; weil sie nicht mit Gold, mit Silber, mit Perlen und dergleichen, wie dn, prangen; weil ihre Köpfe nicht so geziert sind, wie der deinige? Hältst du nicht andere Mägdchen unwürdig mit dir Gesellschaft zu machen; weil du dich schöner zu sein dünkest, als sie sind? Ist das deine Denkungsart, so ist Eitelkeit in deinem Herzen. Glaubst du aber, wird Gott eine eitle Betherinn erhören wollen?

So, meine Christen! könnte ich noch alle Klassen der Menschen durchgehen; so könnte ich noch alle Arten der Leidenschaften untersuchen: aber die Zeit mangelt mir, und mir bleibt nichts übrig, als euch zu bitten, gleiche Uiberlegungen in Ansehung alles dessen zu machen, was ich hier ausführen nicht im Stande bin. Fraget euch selbsten: Wird Gott das Gebeth des Wucherers, der sich der Noth seines Neben-

menschen zu seinem unerlaubten Nutzen gebrauchet, und ihn dadurch in eine noch grössere Noth stürzet, erhören? Wird Gott das Gebeth des Verschwenders, der das Seinige muthwilliger Weise durch Trunkenheit, Spielen und andere Laster hinwegschleudert, und seine bekümmerte Gattinn, seine unschuldvollen Kinder zu Hause darben läßt, erhören? Wird Gott den geilen; wird Gott den ungerechten; wird Gott den lieblosen Bether erhören? Wir wissen, daß Gott den Sünder nicht höret.

Wenn nun das ist, meine Christen, o so schreitet ehe zu einer wahren Busse; fanget ein neues Leben an; leget ab den alten Menschen, der in Sünden ersäuft ist; der von Leidenschaften geblendet ist; der von der Eigenliebe zu tausenden Verirrungen dahin gerissen ist, und ziehet an einen neuen Menschen, der nur nach der Gerechtigkeit, und nach dem heiligen Gesetze Gottes sich richtet; verlasset die breite Bahne des Lasters, und betretet den schmalen Weg der Tugend, und dann kommet abermal her zum geheiligten Altare; dann werfet euch noch ein-

mal vor eurem Gott nieder; dann bittet Ihn noch einmal, daß Er unsern Brüdern, die sich unsern Feinden entgegen stemmen, seine Gnade, seinen Beistand, seinen Segen verleihen wolle, und Er wird euch gewiß erhören. Er, der die Sünder nicht erhöret hat, wird die Büsser gewiß erhören; ich sage die Büsser, die wahren Büsser, nicht die verstellten; die, die alle Laster wahrhaft vermeiden, alle Tugenden wahrhaft ausüben, diese wird Er erhören, wenn sie zu Ihm bethen werden.

Allein es giebt Menschen, und — wie sehr ist es zu bedauren! — es giebt ihrer viele, die das Gebeth um zeitliche Wohlfahrt, um zeitliche Güter für lächerlich halten. Wie, sagen sie, wird dann Gott wegen einiger weniger Worte eines elenden Menschen seinen ganzen Plan umändern? Ist Er wankelmüthig genug heut das Gegegentheil von dem zu wollen, was Er gestern gewollt hat? Soll Er erst warten, bis wir zu Ihm flehen, um seinen Willen darnach zu richten? O liebe Christen, lasset euch durch solches ungegründete Reden nicht irre

machen: sie sind auf einen falschen Grund gebauet; haben die Wahrheit und Festigkeit nicht für sich: ihre Unstatthaftigkeit ist leicht zu widerlegen.

Gott ändert seinen Plan niemals; dieser sein Plan ist so unveränderlich, wie die Natur Gottes selbsten; Er hat ihn von Ewigkeit festgesetzet: weil Er schon von Ewigkeit her vorgesehen hat, wer, wann, und wie jeder zu Ihm seine Zuflucht nehmen, und seine Seufzer abschikken wird: Gott will also heut das, was Er gestern, was Er von Ewigkeit her gewollt hat, und ist nicht wankelmüthig. Die Nothwendigkeit zu Ihm zu bethen, gründet sich nicht auf eine Wankelmüthigkeit, auf eine Unbeständigkeit von Seite Gottes, sondern auf das Verhältniß, das zwischen Ihm und uns bestehet; auf seine unumschränkte Herrschaft über die Menschen, und auf unsere Unterwerfung gegen Ihn. Er hat nicht Ursache zu warten auf unser Flehen, um seinen Willen zu bestimmen: sondern handelt nach seinem Höchsten Wohlgefallen, wie es Ihm beliebig ist; verlangt aber von uns, daß wir Ihn um das

Gute, was Er uns aus unbegreiflicher Güte und Barmherzigkeit geben will, bitten sollen, aus der Ursache: weil Er unser größter und höchster Herr ist, wir aber seine unwürdigsten Unterthanen sind, und durch unser Flehen unsere Unterthänigkeit gegen Ihn am besten bezeigen.

Beschluß.

Nun also, meine Christen, verfüget euch hin zu dem Throne der Barmherzigkeit; werfet euch nieder auf eure Angesichter (vor dem in den sakramentalischen Gestalten verborgenen Gottmenschen); giesset vor Ihm eure Gebethe aus; rufet Ihn an, daß Er seinen Schutzmantel über die streitenden Soldaten eures Vaterlandes und eures Monarchen ausbreite; daß Er ihre Beschwerlichkeiten erleichtere; sie in Gefahren erhalte; im Streite ihnen eine Vormauer seie vor den Mordgewehren ihrer grausamen Feinde; in Schlachten und Belagerungen ihre Feinde ihnen unterwerfe, und sie zu Siegern mache über die, die nach

unserm Gute, nach unserem Vermögen lüstern sind, und ihnen den unvermeidlichen Tod androhen, wenn sie obsiegen würden.

Damit aber eure Gebethe nicht durch eure Schuld fruchtlos werden, so reiniget am aller Ersten euer Gewissen von allen Makkeln, damit ihr reine Hände zu eurem Gott erheben könnet, und wohlgefällige Seufzer zu Ihm abschikket. Leget ab alle Unreinigkeiten, alle Betrügereien, alle Lieblosigkeiten, alle Gewaltthätigkeiten, alle Ausschweifungen; beweinet eure bisherigen Fehltritte; übet Bußwerke aus; enthaltet euch auch von erlaubten Ergötzungen, und wandelt nach den Gebothen Gottes, nach dem Gesetze Jesu; fanget an tugendhaft zu werden; überwindet euch selbsten, und dann kommet voll Vertrauen auf die Verdienste Jesu zum himmlischen Vater; und Er wird euer Gebeth in Gnaden aufnehmen; voll Barmherzigkeit erhören.

Gebet aber auch zugleich zur Unterstützung eures Monarchen, so viel ihr könnet; gebet gern, willig, bald, was von euch verlanget wird; und gebet noch über das,

was ihr entbehren könnet.. Saget nicht: Wir können nichts thun; die Zeiten sind zu theuer; wir brauchen unser Geld für unsere eigenen Nothdürfte; wir brauchen sie für künftige Zeiten: wer weiß, wozu wir es noch brauchen. Saget nicht so! denn ihr würdet nicht nach der Wahrheit, nicht nach dem Geiste des Christenthumes reden. Wahr ist es; es sind theure Zeiten: aber machet ihr nicht dennoch öfters unnöthige Ausgaben? Warum gebet ihr nicht das Geld, das ihr dazu verwendet, oder wenigstens einen Theil desselben zu Kriegsbeiträgen? Man fordert nicht, daß ihr eure Tafeln, eure kostbaren Kleider, eure kostspieligen Unterhaltungen ganz aufgeben sollet: aber darf man dann nicht verlangen, daß ihr sie wenigstens beschränket? Was für eine grosse Summe könntet ihr zusammen bringen, wenn ihr sie nur zum Theile beschränken wolltet.

Ihr aber, die ihr lieber eure Gelder auf künftige Zeiten aufhebet; ich bitte euch, saget mir, handelt ihr wohl vernünftig? Jetzt ist die Noth gegenwärtig; dieser wol-

let ihr nicht abhelfen; und für eine künftige Noth, die noch ungewiß ist, wollet ihr sorgen? Wälzet nicht der Vernünftige ehe das gegenwärtige Uibel hinweg, ehe er auf ein, nicht gewiß nur vielleicht, künftiges Uibel nur denket? Und werdet ihr nicht einer jeden künftigen Noth leicht entgehen, wenn ihr der gegenwärtigen frühzeitiger abhelfet? Helfet also, da die Hilfe ergiebiger, da sie wirksamer ist; helfet jetzt; je schneller durch eure Beihilfe der Frieden herzunahen wird, desto eher werdet ihr euch in glükklichere Umstände versetzen.

Präget also diese Lehren, die ich euch heut vorgetragen habe, tief in eure Herzen; aber lasset sie nicht todt darinnen liegen; bringet sie in die Ausübung. Unterstützet euren Monarchen in der nöthigen Zubereitung zum Kriege durch eure Beiträge, und flehet in eurem Gebethe zu Gott um seine Barmherzigkeit, Gnade, Segen und Schutz in allen kriegerischen Vorfallenheiten; so wie es die Juden zu den Zeiten der Machabäer gethan haben, und Gott wird seine Gnade und Barmherzigkeit uns, unserm

Landesfürsten, und seinen Kriegern nicht entziehen; ihr aber werdet die Schuldigkeiten christlicher Unterthanen erfüllen, und einstens dafür von Gott, wenn ihr es aus dankbarer Liebe gegen Ihn werdet gethan haben, eine ewige unaussprechliche Belohnung im Himmel erwarten können. Amen.

Anmerkungen

zur vorhergehenden Predigt.

Auch diese Rede enthält, wie die vorhergehende, hinlänglichen Stoff auf mehrere, wenigstens auf zwei volle Predigten: denn jeder Theil kann für eine ganze Predigt gelten, und die daselbst befindlichen Unterabtheilungen für die Haupttheile der neuen Reden genommen werden. — Wer diese Rede, die bei Gelegenheit eines neuen Feldzuges des schon durch mehrere Jahre daurenden Krieges gehalten wurde, zum Anfange des Krieges selbst anwenden wollte, müßte Vieles in beiden Theilen abändern, besonders im zweiten Theile. — Auf gleiche Weise müßte man in dem Beschlusse der Rede vie=

les abändern, wenn man sie auf einem Dorfe bei einer ländlichen Gemeinde halten wollte; selbst in kleineren Städten, wo die Tafeln nicht gar groß, die Kleider nicht gar prächtig, die Unterhaltungen nicht gar kostspielig sind, müßte der Beschluß einige Abänderungen leiden, die ein geübter Volkslehrer und denkender Priester ohne meinen Fingerzeig leicht selbst erkennen, leicht selbst finden wird.

Zweite Rede.

Gehalten bei Gelegenheit des öffentlichen wegen des gegenwärtigen Krieges mit Frankreich gehaltenen Gebethes im Jahre 1794.

Text. Ich bitte, verrichtet euer Gebeth und eure Danksagung für alle Menschen, für Könige und alle, die in hohen Würden stehen: damit wir ein friedliches und ruhiges Leben führen; denn dieß ist gut, und Gott, unserm Heilande, wohlgefällig. Sendsch. an den Timoth. 2. Hauptst. 1, folg. Vers.

Eingang.

Zwar kam der Heiland nicht unserer zeitlichen Wohlfahrt wegen in diese Welt; nur der irdisch gesinnte Jud konnte sich so was von seinem Messias versprechen. Er kam vom Reichthume, Macht und allen den äus-

serlichen Vorzügen, die den Menschen in den Augen der Welt groß machen, entblösset, und zeigte dadurch, daß er gekommen seie, nicht um die Menschen zeitlich zu beglükken, sondern um ihren Verstand aufzuklären, ihre Herzen zu bessern, ihre Gesinnungen zu ändern und zu veredeln, und sie dergestalten zu einer weit höhern Glükkseligkeit, als die hienieden erreichbar ist, zu leiten.

Indessen dürfen wir doch nicht glauben, daß der Heiland unsere zeitliche Wohlfahrt ganz ausser Acht gelassen habe: Nein, denn auch für diese sorgte Er. Er gab uns Geseze, von deren Beobachtung auch unser zeitliches Glükk abhängt; so zwar, daß die Nichtbefolgung dieser Geseze uns auch schon in diesem gegenwärtigen Leben äusserst unglükklich machen würde. Zwar gründete Er kein irdisches Reich auf Erde, auch mischte Er sich in Regierungsgeschäfte und Staatsverfassungen nicht. Doch gab Er seinen Gläubigen die gemessensten Befehie, nichts zu versäumen, was die Wohlfahrt der Staaten, unter deren Schuz sie stehen, erheischet; Er selbst befahl, dem Kaiser die

Steuern zu entrichten; und Paulus, sein Apostel geboth den Gläubigen, den höhern Mächten unterworfen zu sein, nnd in der zum Eingange meiner Rede angeführten Stelle bittet er seinen Schüler Timotheus, daß er mit seiner Gemeinde Danksagung und Gebethe verrichte für Könige und alle, die in hohen Würden stehen: damit wir in Ruhe und Frieden leben, mit dem ausdrükklichen Beisatze, daß dieß gut und Gott unserm Heilande wohlgefällig sei.

Geehrteste Zuhörer! Konnte der Apostel schon zu seiner Zeit die Gläubigen zum Gebethe für die damaligen Regenten, die doch noch Verehrer falscher Götter, und Verfolger der Kirche waren, so nachdrükklich aneifern, um wie viel mehr Ursache haben wir in unsern Zeiten, die wir von Regenten beherrschet werden, die selbst die eifrigsten Verehrer Jesu sind, dem Ewiggütigen für diese seine Vorsicht zu danken, und Ihn auch inständig zu bitten, daß Er uns noch fernerhin die grossen Vortheile, die uns durch so eine milde und väterliche Beherrschung zufliessen, gönne? Und dieß

um so viel mehr in jezigen Umständen, da unser Vaterland in einen fürchterlichen Krieg mit einer Nazion verwikkelt ist, die andern Völkern das Glükk, das sie nnter einer sanften Regierung geniessen, nicht gönnet, und sich alle Mühe giebt, theils durch offenbare Gewalt, theils durch verdekkte Ränke selbe in eben die Raserei, die schon so vieles Unheil und so gräuliche Blutbäder in ihrem Schoose verursachet hat, zu stürzen.

Der Krieg ist überhaupt schon eine grosse Landplage, und wir haben Gründe genug, Gott um dessen Abwendung zu bitten; um wie viel mehr also sollen wir bei gegenwärtigem Kriege, der wider eine Nazion geführet wird, die uns unser Glükk mißgönnet, unser Gebeth verdoppeln? Lassen sie uns also, Geliebte! heute alles das Gute, das wir unter einem sanften Szepter geniessen, etwas reifer erwägen; lassen sie uns einen Vergleich zwischen den Vortheilen, die uns unsere Staatsverfassung, und zwischen jenen, die das Freiheitssistem der fränkischen Nazion gewähret, anstellen; denn hieraus werden wir am besten ersehen, wie grosse

und viele Gründe wir haben, Gott nach der Ermahnung des Apostels für unsern König, und für alles das Gute, das uns durch dessen sanfte Regierung zukömmt, zu danken, und zu bitten, daß Er dessen gerechte Waffen segne, und uns das Glükk, das wir bei unserer Staatsverfassung geniessen, noch ferner beibelasse. Diese doppelte Pflicht der Danksagung nämlich und des Gebeths machen den ganzen Inhalt meiner heutigen Rede aus. Da alles, was ich hierüber zu sagen gedenke, zu ihrer Beruhigung abzielet, so verspreche ich mir auch ihrerseits ein aufmerksames Gehör.

Erster Theil.

Will der Mensch sich selbst erhalten; will er sein Leben, seine Ehre, sein Eigenthum in Sicherheit stellen; will er allen den Bedürfnissen, denen er unterworfen ist, abhelfen, so muß er nothwendig mit andern sich verbinden, und eine Gesellschaft, dessen Zwekk die wechselseitige Erhaltung ist, errichten: denn der Mensch allein auf-

ser der Gesellschaft mit andern, ist bei dermaliger Einrichtung seiner Natur nicht vermögend sich selbst zu erhalten, seine Bedürfnisse zu befriedigen, und sich sammt den Seinigen wider allenfallsige gewaltsame Angriffe hinlänglich zu schützen; folglich ist es eine wirkliche Naturpflicht, mit andern in Gesellschaft zu leben.

Anfänglich, da der Menschen noch wenige und ihre Bedürfnisse sehr einfach waren, war die Verbindung einer häuslichen Familie, die aus dem Familienvater und seinen Abstämmlingen bestand, noch hinlänglich: da aber das Menschengeschlecht sich nach und nach vermehrte, und zu einer zahllosen Menge anwuchs; da nach dem Wachsthume der Menschenzahl sich auch ihre Bedürfnisse vervielfältigten, da war eine einzelne Familie zu ihrer Selbsterhaltung nicht mehr hinreichend; sie mußte sich mit mehrern andern verbinden: denn wie wäre eine einzige Familie für sich im Stande mehrern andern zu widerstehen? Wie oft verbanden sich mehrere wider eine, bedrükkten sie, und rieben sie ganz auf? Auch entstan-

den nach der Zeit in einer oder anderer Familie Künstler, die Verschiedenes zur Abhelfung menschlicher Bedürfnisse oder zu mehrerer Bequemlichkeit lieferten; diese nützlichen Produkten des Fleisses und des Nachdenkens konnten, und wollten andere Familien auch so leicht nicht entbehren. Wollte also eine einzelne Familie sich selbst erhalten, und gegen jede ungerechte und gewaltsame Angriffe genugsam schützen: wollte sie sich alles, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und zu mehrerer Bequemlichkeit diente, beischaffen, so war sie genöthiget, sich mit mehreren andern zu verbinden, und ihre Kräfte zur Gründung und Befestigung gemeinschaftlicher Ruhe und Sicherheit zu vereinigen. Und aus dieser Verbindung mehrerer Familien entstanden Staaten, die sich nach und nach mehr ausdehnten, und vervollkommnerten.

Allein auch diese Vereinigung mehrerer Familien würde ganz unnütz gewesen sein: Es würde durch selbe nie der Zwekk, zu welchem sie geschlossen wurde, das gemeinschaftliche Wohl und die allgemeine Sicher-

heit erreichet worden sein, wenn nicht in dieser Gesellschaft eine Macht gegründet worden wäre, der das Recht, die Handlungen der vereinigten Glieder zum gemeinschaftlichen Zwekke zu bestimmen, ihren Willen durch Gesetze zu binden, und die Befolgung dieser Gesetze auch durch äusserliche Zwangsmittel zu bewirken, eingeräumt würde. Ohne eine solche Macht läßt sich keine Ordnung, Ruhe und Sicherheit denken. Wenn in einem Hause, in einer einzigen Familie weder der Herr noch die Frau etwas zu befehlen hätte, wenn die Kinder, die Knechte und Mägde thun könnten, was sie wollten, ohne sich an eine Obrigkeit zu halten, würde wohl so ein Haus, wenn es auch sonst noch so gut bestellet wäre, lange bestehen? Müßte nicht im selben immerwährender Zank, Streit und Unordnung herrschen? Wenn nun aber eine so kleine Gesellschaft ohne Herrn nicht bestehen könnte, wie wird dann ein ganzer Staat, der oft mehrere Millionen Menschen umfaßt, ohne oberherrliche Gewalt bestehen? Menschen bleiben immer Menschen, auch dann, wenn

sie in eine bürgerliche Gesellschaft treten. Nicht alle handeln immer nach vernünftigen Gründen: die meisten handeln nur nach verderbten Neigungen, nach ihren Leidenschaften; nicht alle sorgen für das gemeine Beste, so, daß sie für dasselbe ihren Privatnutzen aufzuopfern erbietig wären: wäre nun keine oberherrliche Gewalt, die den verderbten Neigungen und Leidenschaften Gränzen setzte, die den Rechtschaffenen gegen den Bösewicht schützte, die das allgemeine Beste des ganzen Staates besorgte, so müßte ein solcher Staat nothwendig zu Grunde gehen.

Wie bald sahen die Menschen die Nothwendigkeit einer oberherrlichen Gewalt ein! darum gründeten sie selbe, so bald sie unter sich eine bürgerliche Gesellschaft errichteten. Nur in der Regierungsform waren Völker von Völkern unterschieden. Einige übertrugen die höchste Gewalt nur einem Einzigen; andere räumten selbe nur wenigen ausgesuchten Männern ein, in deren Einsichten, Klugheit, Rechtschaffenheit und Sorgfalt für das allgemeine Beste sie das gegründe-

feste Zutrauen setzten ; bei andern blieb die höchste Gewalt bei dem gesammten Volke. Ich will mich hier in keine Untersuchung einlassen, welche aus diesen Regierungsformen die beste seie: mir sei genug, wenn ich ihnen zeige, daß wir uns bei unserer monarchischen Staatsverfassung glükklich schätzen können, glükklicher, als der Franzos bei seiner eingebildeten Freiheit.

Man kann und muß einen Staat glükklich schätzen, in welchem Ruhe und Ordnung herrscht, Sicherheit von innen und aussen besteht; in welchem der Redliche gegen alle Verletzungen des Böswichts geschützet, der Thätige in seinen Unternehmungen unterstützet wird ; in welchem Gesetze, die das allgemeine Beste befördern, dem Eigennutze, der Rachgierde, der Schmähsucht Schranken setzen: in welchem die Regierung nicht nur für die Bedürfnisse der Bürger, sondern auch für ihre Bequemlichkeiten, für ihre Erholungen sorget, und ihr besonderes Augenmerk auf alles, was ihr Bestes befördert, auf den Akkerbau, Handel, Kün-

ste, Erziehung, angemessene Bevölkerung, Verpflegung der Armen u. d. gl. richtet.

Und nun frage ich sie: Finden wir nicht dieß alles in unserem Staate? Leben wir in selbem nicht ruhig und sicher? Werden nicht in den Gerichtshöfen unsere Rechte gehandhabt, und jede Verletzung derselben geahndet? Schützet uns nicht wider Bösewichter, die die Ruhe, die Sicherheit von innen stören, eine wachsame Obrigkeit? Und vertheidiget uns nicht gegen auswärtige Feinde ein zahlreiches und tapferes, ein im Streiten geübtes Kriegesheer? Haben wir nicht die mildesten, die dem allgemeinen Besten angemessensten Gesetze? Sind nicht die öffentlichen Schulen, die Siechenhäuser, das Armeninstitut u. d. gl. die triftigsten Beweise einer für unser Bestes unabläßlich wachenden Regierung? Und bedenken wir nun, daß über alles dieses unser Staat von einem Monarchen beherrschet werde, der mehr Vater als Herr seiner Unterthanen ist: der bei seinem erlauchten Onkel die grosse Kunst erlernte, sein Volk mehr durch Liebe als durch Furcht zu regieren; der dem Grund-

saze eines grossen Josephs, daß in der Liebe der Unterthanen die größte Macht, in ihrem Wohlstande der größte Reichthum, und in ihrer Beglükkung der größte Ruhm eines Fürsten bestehe, unveränderlich getreu bleibt; welcher auch noch so gut bestellte republikanische Staat wird sich in Betreff der Glükkseligkeit mit diesem messen können? Lassen wir die fränkische Nazion mit ihrer neuen Verfassung nur großthun: wir wollen ihr das Glükk, das ihr dieselbe gewähret, nicht beneiden: denn wir sind bei unserer Verfassung glükklich, und vollkommen zufrieden, und wir glauben alle Ursache zu haben zu Folge der Ermahnung des Apostels für unsern Fürsten Gott zu danken, und zu bitten, daß er ihn bis in das späteste Alter erhalte, und seine gerechten Waffen im gegenwärtigen Kriege segne.

Zweiter Theil.

Doch wie könnet ihr glükklich sein, werden vielleicht die Neufranken sagen, es mangelt euch ja noch Freiheit und Gleich-

heit, ohne welche beide kein wahres Bürgerglükk bestehen kann; ihr seid noch unter dem Joche gebeugt, ihr kriechet noch vor eurem Adel. Allein wir wollen sehen, ob und was für eine Freiheit und Gleichheit in Frankreich Statt finde, und ob es glükklich geworden sei.

Die Freiheit der Bürger kann entweder den Begriff jeder Herrschaft und Obergewalt, oder nur jenen einer despotischen Macht, die nur gebiethet um ihre Oberherrschaft zu zeigen ohne mindeste Rükksicht auf das gemeine Beste, ausschliessen. Nimmt man die Freiheit im ersteren Sinne, so ist sie im eigentlichen Verstande Ungebundenheit, Zügellosigkeit, Macht in allen Stükken nach eigener Willkühr zu handeln, die, wenn sie einmal in einem Staate überhand nimmt, nothwendig denselben zu Grunde richtet. Wenn ein Jeder thun kann, was er will, so kann er auch betrügen, morden, stehlen, rauben, wo bleibt so die allgemeine Sicherheit? Nein, so eine Freiheit wünschen wir uns nicht: wir wollen lieber einen Herrn, der uns durch weise Gesetze be-

herrsche; wir wollen Gesetze, die zwar unserer Freiheit Schranken setzen, aber dafür uns auch Sicherheit verschaffen.

Nimmt man aber die Freiheit im letzteren Sinne; o! dann können wir uns derselben eben so gut, und vielleicht noch besser rühmen, als der Franzos: denn anch wir stehen unter keiner willkührlichen Macht, unter keinem Despoten, der nur Befehle ertheilte, um uns fühlen zu lassen, daß er Herr seie. Wir haben einen Landesvater, der bei Abfassung seiner Gesetze nur auf unser Bestes sieht, und nichts befiehlt, was nicht unser eigenes Wohl fordert; nichts verbiethet, als was demselben entgegen ist. Seine Gesetze sind jedem rechtschaffenen Bürger willkommen: nur der Bösewicht fühlet ihren Zwang.

Doch ihr seid von der Gesetzgebung ausgeschlossen, und ihr habet an selber keinen Antheil, wird vielleicht hier der Franzos sagen; ihr müsset euch, ihr wollet oder wollet nicht, geduldig in das Joch schmiegen, das man euch aufleget. Allein hat dann jeder Franzos an der Gesetzgebung

Antheil? muß sich nicht ein Jedweder, er wolle oder wolle nicht, den Verordnungen des Nazionalkonvents unterwerfen? Würde es dann besser sein, wenn in einem bevölkerten Staate ein Jedweder Antheil an der Gesetzgebung hätte? Würde in diesem Falle nicht öfters der Eigennutz, der Ehrgeiz, die Dummheit die ersprießlichsten Gesetze hintertreiben? Und können wir nicht mit allem Rechte behaupten, daß Gesetze, die von einem gütigen Fürsten mit Zuziehung seiner einsichtsvollen Räthe abgefasset werden, ohne Vergleichung besser seien als jene, die von einem rasenden Pöbel, oder von einer Rotte wüthender Bösewichte gemachet, oder erzwungen werden? Es gilt uns gleich viel, von wem die Gesetze verfasset werden, wenn sie nur dem gemeinschaftlichen Wohle zuträglich sind; wenn sie uns nur Ruhe und Sicherheit verschaffen.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Gleichheit, auf welche die Neufranken so lächerlich stolz sind. Sie sagen: Wir haben mit der Königswürde auch den Adel aufgehoben; wir sind jetzt alle gleich, keiner

hat vor dem andern einen Vorzug. Doch ich getraue mir zu behaupten, daß unter ihnen keine grössere Gleichheit, als unter uns obwalte, und wenn eine grössere obwaltete, eben dadurch ihr Staat würde zu Grunde gerichtet werden.

Wir können die Menschen entweder ihrem natürlichen Zustande nach, so wie sie aus der Hand ihres Schöpfers kommen, ausser aller bürgerlichen Gesellschaft, oder wie sie durch das Band bürgerlicher Gesellschaft unter sich verbunden sind, betrachten. Betrachten wir sie in ihrem natürlichen Zustande, so sind sie sicher ihrer Wesenheit, ihrer Bestimmung nach alle gleich. Alle sind vom nämlichen Allvater zum nämlichen Zwekke, zur Glükkseligkeit erschaffen; alle haben die nämlichen wesentlichen Eigenschaften. Der Unterschied, den man an ihnen in Betreff ihrer Geistes- und Leibeskräfte bemerket, betrifft nur das Zufällige, nicht das Wesentliche.

Betrachten wir sie, wie sie durch das Band bürgerlicher Gesellschaft verknüpfet sind, so sind sie wiederum in Ansehung des

Zwekkes, zu welchem diese Gesellschaft errichtet wurde, in Betreff der Rechte sowohl, als der Verbindlichkeiten alle gleich. Der Bewohner der Strohhütte hat auch bei uns nicht mindern Anspruch auf seine Sicherheit, auf den Schutz seines Lebens, seines Eigenthums, als der Eigenthümer eines Rittergutes; und der in einer prächtigen Kutsche daher fährt, wird eben so gut durch die öffentliche Gesetze gebunden, als sein Kutscher.

Was jedoch den Einfluß auf die Regierungsschäfte, die Würden, Macht und Ansehen anbelanget, da können nicht alle Glieder eines Staates gleich sein: denn wären auch hierinfalls alle gleich, wer würde dann befehlen können, und wer würde gehorchen wollen? Und was würde aus so einem Staate werden, in welchem Niemand zu befehlen hätte, Niemand gehorchen wollte? Und wie? Haben denn wirklich die Franzosen dermal eine so vollständige Gleichheit unter sich eingeführet, daß unter ihnen kein Unterschied der Würde, der Macht, des Ansehens mehr Statt findet? Wird sich wohl der Vorsteher einer Stadt dem Nachtwäch-

ter, oder der kommandirende General dem Tambour gleich achten? Dies werden sie uns wohl nie bereden.

Ja, es ist wahr, werden sie sagen, auch unter uns besteht noch eine Rangordnung; auch unter uns giebt es noch Würden, mit denen eine grössere Macht verbunden ist. Allein wir sehen dabei nicht auf die Geburt, sondern nur auf persönliche Verdienste; wir räumen nur denen den Vorzug ein, die sich durch ihre Treue für das Vaterland, durch ihre Thätigkeit für das allgemeine Beste besonders auszeichnen; und wir tragen die wichtigsten Aemter und Würden nur jenen auf, an denen wir die vorzüglichsten Talente und Fähigkeiten bemerken, ohne auf Geburt und Adel zu sehen.

Geschieht dann nicht auch bei nns das Nämliche: auch bei uns werden die wichtigsten Staatsämter und Würden, ohne Rükksicht auf Geburt und Adel nur den Fähigsten und Verdienstvollesten ertheilet. Geschieht es aber, daß die wichtigsten Staatsämter nur Adelichen anvertrauet werden, so geschieht es aus keiner andern Ursache,

als weil man Gründe genug hat zu glauben, daß der Adeliche vorzügliche Fähigkeiten zur Verwaltung solcher Aemter besitze. Der bemittelte Adeliche kann seinem Sohne schon eine vollkommnere Erziehung geben; er kann ihm in allen Wissenschaften, die zur Verwaltung der wichtigsten Aemter erforderlich sind, gründlicheren Unterricht beibringen lassen, und ihn so schon von Jugend auf vorbereiten, welches alles der Mann von minderem Herkommen, und geringerem Vermögen seinem Sohne nicht leisten kann. Man hat also Gründe genug zu glauben, daß im Allgemeinen der Adeliche zur Verwaltung solcher Aemter mehr Fähigkeit besitze, als jener von niederem Herkommen. Ich sage: Im Allgemeinen: denn ich will nicht widersprechen, daß es auch unter Leuten von geringerer Herkunft auserlesene Köpfe von besondern Fähigkeiten, und Geistesgaben gebe; allein es ist auch kein so seltner Fall, daß Männer von niedriger Herkunft durch ihre Geschikklichkeit und Thätigkeit sich zu den ansehnlichsten Posten erschwingen. Auch in unserem Staate

wird bei Besetzung wichtiger Aemter nicht so viel auf Geburt und Adel, als auch auf persönliche Fähigkeiten und Verdienste gesehen.

Doch ihr räumet ja dessen ungeachtet der Geburt noch einen beträchtlichen Vorzug ein, wird hier der Franzos wieder einwenden; ihr erhebet euren Adel, der auf gemeine Bürgerseelen oft verächtlich herabsieht, und vor dem ihr noch niederträchtig genug kriechet. Ja! wir räumen noch der Geburt einen Vorzug ein. Der Adel behauptet bei uns noch sein Ansehen. Allein ist denn dieß dem Staate so nachtheilig? Haben denn die Staaten in ältern Zeiten so sehr gefehlet, daß sie nicht nur Männern, die durch ihre Tapferkeit, Weisheit und Klugheit dem Staate so beträchtliche Vortheile erwarben, und sich so sehr um das allgemeine Beste verdient machten, die Adelswürde ertheilten, sondern diese auch auf ihre Nachkömmlinge fortgepflanzt wissen wollten? Die Dienste, die diese grossen Männer dem Staate leisteten, waren von längerer Dauer, als ihr Leben; der Staat also woll-

te auch verhältnißmässig diese ihre Dienste belohnen, und zu diesem Ende seine Belohnung nicht nur auf ihre Person, auf ihr kurzes Dasein einschränken, sondern auch auf ihre Nachkommenschaft übertragen. Und gewinnt nicht dadurch der Staat ungemein Vieles? Muß nicht dieses jeden thätigen Bürger um so mehr aneifern, dem Staate wichtige Dienste zu leisten, wenn er bedenket, daß seine Dienste nicht nur in seiner Person, sondern auch in seinen Kindern und Enkeln belohnt werden? Wünscht nicht jeder Vater, der seine Kinder aufrichtig liebet, daß sie nach seinem Tode eben die Vortheile geniessen, die er in seinem Leben genoß?

Unser heutige Adel fühlet noch seinen Werth, ohne daß er glaubet deshalben befugt zu sein den gemeinen Mann zu verachten; auch er lernet den Werth der Menschheit immer besser kennen, und überzeugt sich, daß die niedrige Volksklasse nicht bloß seiner wegen da seie. Wollte ein Kavalier auf die Zahl seiner Ahnen so eitel stolz sein, daß er auf Leute von geringerer Herkunft nur verächtlich herabsähe, so würde diesen lä-

cherlichen Adelstolz selbst der bescheidnere und grössere Theil unsers heutigen Adels verlachen.

Wir ehren den Adel, ohne vor selbem niederträchtig zu kriechen; wir achten den Edelmann, der seiner Geburt durch seine Tugenden Ehre machet, einer doppelten Ehre würdig; wir behalten aber auch übrigens die Freiheit, jeden Kavalier, der kein anderes Verdienst als seine Geburt aufzuweisen hat; der die Fußstapfen seiner Ahnen verläßt; der seine Tage im Müssiggange und Nichtsthun hinbringt, vom Herzen zu verachten, und den bewerbsamen Bürger, wenn er auch von der niedrigsten Herkunft wäre, höher dann ihn zu schätzen.

Aus allen diesem läßt sich ersehen, daß es mit der Gleichheit, der sich die Neufranken rühmen, eben die nämliche Bewandtniß, wie mit ihrer Freiheit hat; daß unter ihnen keine grössere Gleichheit als unter uns Statt findet, und wenn eine grössere Statt fände, sie ihrem Staate eben so nachtheilig sein würde, als eine grössere Freiheit.

Und nun, wenn wir dieß alles ernstlich bedenken, müssen wir nicht einsehen, daß wir alle Ursache haben, Gott nach der Ermahnung des Apostels für unsern König zu danken, weil wir durch seine weise und saufte Beherrschung ein ruhiges und sicheres Leben führen können; und dann Ihn, den Ewiggütigen mit möglichster Innbrunst zu bitten, daß Er denselben bis in das späteste Alter erhalte; daß Er ihm in gegenwärtigen Kriege gegen seiue Feinde beistehe; und daß Er uns das Glükk, welches wir unter seinem milden Szepter geniessen, noch ferners ungestört beibelasse.

Beschluß.

Lassen sie uns also Geliebte! heute mit vereinigten Herzen zu dem Throne des Allerhöchsten hinbegeben; lassen sie uns aus innerstem Herzensgrunde zu Ihn rufen: O gütiger Vater! du Herr der Herrschenden! von dessen Wink die ganze Allheit abhängt, und vor dessen Macht die Grossen der Erde zittern, siehe gnädig auf dein Volk, das

sich vor deiner Majestät im Staube hinwirft; wir erkennen o Herr! die Grösse des Glükkes, daß wir durch die väterliche Beherrschung desjenigen, den uns deine Vorsicht zum Regenten bestimmte, geniessen, und wir danken Dir dafür aus innerstem Herzensgrunde. Allein wir bitten Dich auch, bescheere uns noch fernerhin dieses Glükk, und demüthige den Stolz unserer Feinde, die uns dies Glükk entziehen wollen; segne die gerechten Waffen unsers Kaisers, flösse seinen Truppen Muth ein, und hilf ihm seine Feinde, die sich bisher nur gar zu deutlich auch als Feinde deines heiligsten Namens erkläret haben, besiegen: damit alle Welt erkenne, daß Du gnädig seiest allen, die Dich mit gedemüthigtem, mit zerknirschtem Herzen, und mit kindlichem Vertrauen anrufen, und daß deine Macht sowöhl, als deine Güte gränzenlos seie. Amen.

Rede

bei Gelegenheit des Dankfestes nach geschlossenem Frieden.

Text. Kommet, und sehet die Werke des Herrn, die Wunder, die Er auf Erde aufgestellet hat. Er hat die Kriege von der Erde hinweggenommen, die Bogen hat Er zerbrochen, die Waffen zertrümmert, und die Schilder im Feuer verbrannt. Im 45. Psalme, im 9. und 10. Verse.

Eingang.

Endlich sind die Wünsche unseres Landesvaters, die Wünsche unser aller erfüllet! Der Herr hat den Engel des Friedens auf die Erde gesandt, der zu den Kriegführenden sprach: Bis hieher, und weiter nicht! Er hat den Palmzweig in die Lorberkrone unsers Fürsten geflochten, und uns von der

Gefahr drükkender Uibel befreiet. Er hat uns den Frieden geschenket, und mit ihm ungemein viel Gutes. Lasset uns also, geliebteste Zuhörer, diese Wohlthaten wohl zu Gemüthe führen, und sowohl Gott dafür danken, als auch dieselben zum geistlichen Nutzen unserer Seelen anwenden.

Sehet hier, meine Geliebten den ganzen Inhalt meiner heutigen Rede, die euch zwar kurze, aber doch wichtige Lehren vortragen wird, welche den Inhalt der beiden Theile meiner heutigen Rede ausmachen werden. Ich sage also, der Frieden hat uns sehr viel Gutes dafür verschaffet: wir müssen also Gott auf eine würdige Art danken; dieses zeige ich im ersten Theile. Ich sage: der Frieden hat uns sehr viel Gutes verschaffet; wir müssen es also zum Nutzen unserer Seelen anwenden. Ich zeige dieses im zweiten Theile. In beiden Stükken gedenke ich mich so kurz zu fassen, als es die Umstände erlauben. Schenket mir also eure Aufmerksamkeit, und vernehmet mich.

Erster Theil.

Der Frieden hat uns ausserordentlich viel Gutes verschaffet: wer kann daran zweifeln? Wer kann die Unglükksfälle, wer die Uibeln alle herzählen, die der Krieg verursachet? Wer ist dann im Lande, der das Elend, das mit dem Kriege verbunden ist, nicht empfände? Gewiß Niemand, ausgenommen jene niedrige Seelen, welche vom Wucher leben, und die Noth ihres Mitmenschen zur Befriedigung ihrer nichtswürdigen Leidenschaft mißbrauchen. Nur diese sind es, die Nutzen ziehen aus dem Elende, das der Krieg mit sich führet; alle übrigen Menschen haben Schaden. Und alles dieses Elend endet sich mit dem Frieden: ist nicht das schon ein unbeschreiblich grosses Gut?

Was muß der tapfere, für seine Mitbürger streitende Krieger nicht alles ertragen? Tag und Nacht tausend Widerwärtigkeiten ausgesetzet, muß er oft die beschwerlichsten Reisen machen, oft über die unwegsamsten Gegenden; bald über Felsen,

die beinahe unübersteigbar scheinen, bald durch gefahrvolle Wässer, die ihm bis an die Lenden reichen; bald über wüste Heiden, auf denen er vor Staub und Sand, die vom Wirbel und Sturme herumgetrieben werden, kaum athmen kann; bei den stürmischen Wetter, bei dem sich jeder andere unter seinem Dache verkriechet, bis er an den Ort seiner Bestimmung kömmt. Und ist er erst da angekommen, Gott, was hat er alles auszustehen; wie oft muß er ganze Tage, ganze Nächte selbst hindurch unter dem Gewehre, in seiner Rüstung stehen, um vom listigen Feinde sich nicht unvermuthet überfallen zu lassen? Wie oft kann er den Bedürfnissen der Natur, dem Schlafe, dem Durste, dem Hunger nicht genug thun? Er muß sie überwinden, um vom Feinde nicht überwunden zu werden. Wie oft — jedoch ich bin zu schwach euch alle Beschwernisse zu beschreiben, die der Soldat im Felde auszustehen hat! Ihr müsset sie euch von ihnen selbst erzählen lassen. Alle diese Beschwerlichkeiten haben mit dem Frieden ihr End erreichet. Wie gut hat Gott ge-

than, daß Er uns den Frieden geschenket hat!

Aber wir wollen vielmehr jene Uibeln betrachten, die uns näher angehen; die den Stand des Bürgers, den Stand des Bauers drükken; und die Vortheile, die diese beiden Stände unmittelbar aus dem Frieden ziehen. Wie vieles Ungemach drükkte diejenigen, die in der Nähe des Kampfplatzes waren! Ihre Felder blieben unbebauet; ihre Weingärten wurden zerstöret; ihre Wiesen durch die Hufe der Rosse zertreten; ihre Wälder umgehauen; ihr Vieh hinweggetrieben; ihre Häuser und Getreidbehältnisse verbrannt, und sie konnten nur ihr Leben durch eine mühselige Flucht vor dem Tode retten. In Städten, Gott! Welche Verheerungen wurden da angerichtet! Welche Menge der kostbaresten Hausgeräthschaften, der seltensten Kunstwerke wurden muthwilliger Weise zertrümmert! Die Vorräthe von Nahrungsmitteln und andern Bedürfnissen wurden hinweg geschleppet, und was man nicht hinweg schleppen konnte, wurde auf die boshafteste Weise unbrauchbar und ungenießbar ge-

machet; ganze Fabriken wurden zerstöret; vorräthige Gelder mit Gewalt genommen; öffentliche Kassen ausgeleeret; die wohlhabensten Bürger ihres ganzen Wohlstandes beraubet, in den betrübtesten Bettelstand versetzet; die angesehensten Männer als Geisel hinweg geführet; Jünglinge von den besten Fähigkeiten zum Soldatendienste für das feindliche Kriegsheer gezwungen; selbst das zarteste Frauenzimmer wurde nicht verschonet; wurde genöthiget die gröbsten Arbeiten zum Nachtheile ihrer Gesundheit zu verrichten, welche weit über ihre Kräfte waren; die reinsten Seelen wurden zum Laster, die untadelhaftesten Gattinnen mit ungestimmer Gewalt zur Untreue verführet; Gotteshäuser wurden in Pferdeställe verwandelt, und zu Tumelplätzen der greulichsten Ausgelassenheit mißbrauchet.

Die Uibeln verbreiteten sich auch in entferntere Gegenden, in denen Noth, Theurung, Mangel des Nöthigsten, sammt allen den fürchterlichsten Folgen, die damit verbunden zu sein pflegen, sich in vollem Masse eingefunden haben. Haben nicht wir

selbst, so weit wir davon entfernt sind, die schwere Geisel empfunden? Haben wir nicht auch in unsern Ländern häufige Klagen über Theurung, Armuth, Geldmangel gehöret, und zum Theile selbst geführet? Und allen diesen Uibeln, allen diesen Klagen hat ein einziges Wort: Es ist Frieden, ein Ende gemacht. Der Frieden hat alle diese Drangsalen verdrängt und verbannet. Sind das nicht herrliche Früchte?

Aber er hat uns noch weit mehr Gutes verschaffet: nun können abermal die Diener des Herrn ungestört ihre Pflichten verrichten. Der öffentliche Gottesdienst kann wiederum frei und ohne Scheu gehalten werden; die Tugenden können wiederum auf den Kanzeln geprediget, das Laster bestritten werden. Die Gerechtigkeit, die in so vielen Orten unterdrükket, oder doch gehemmet war, darf wiederum ausgeübet werden; der Gekränkte darf wiederum Abhilfe, der Beschädigte Entschädigung suchen, hoffen, erwarten. Freunde können wiederum in wechselseitige Umarmungen eilen, und sich einander festliche Tage ma-

chen. Diese und noch hundert andere Vortheile verschaffet der Frieden dem menschlichen Geschlechte. Wem aber haben wir den Frieden zu danken? Dir, Dir nur allein, o grosser Gott! Du hast Dich der Menschheit erbarmet; Du hast Dich durch ihre Bitten und Seufzer besänftigen lassen, und die Völle Deiner Erbarmnisse über sie ausgegossen! Du hast den Krieg, den schädlichsten, den verderblichsten Krieg von der mit Blute getränkten Erde hinweggebannet; Du hast befohlen die Schwerder in die Scheiden zu stekken, und die Mordgewehren in die Rüstkammern zu legen; Du hast uns den Frieden geschenket. Welchen Dank sind wir Dir schuldig! Ja, meine Christen! wir können unserem Gott für diese Barmherzigkeit nicht genug danken; wir können seine väterliche Güte nicht hinlänglich preisen: welches Elend, welches gränzenloses Elend würde über die ohnehin schon gebeugte Menschheit herein gebrochen sein, wenn Er die Herzen der kriegführenden Mächte nicht ausgesöhnt hätte. O so wollen wir dann alles thun, was wir kön-

nen, um unsern Dank gehörig zu zeigen, und vor aller Welt an den Tag zu legen. Unser Mund soll Loblieder anstimmen, und alle Geschöpfe wollen wir einladen, Theil an unsern Dankliedern zu nehmen; denn wir allein sind zu unfähig unsere Dankbarkeit genugsam auszudrükken. Oder glaubet ihr etwann, meine Christen! wir sind Gott nicht Dank schuldig? War dann Gott verbunden uns seine Güte zu öffnen? Haben wir durch unsere Fehler nicht viel mehr verdienet noch härter behandelt zu werden? O ich weiß, ihr seid überzeugt, daß ihr diesem grossen Geber alles Guten dankbar zu sein verpflichtet seid; aber ihr müsset euren Dank auch äusserlich zu erkennen geben, um wenigstens auch andere zu gleicher Dankbarkeit anzueifern. Jedoch auch ohne diese Rükksicht wird eure Dankbarkeit sich äusserlich zeigen, wenn sie wahrhaft in euren Herzen wohnet: denn ist wohl bei uns sinnlichen Menschen eine Gemüthsbewegung, die sich nicht im Aeusserlichen zu erkennen gäbe? Ihr müsset also eurem Gott für den erhaltenen Frieden innerlichen und äusserlichen Dank abstatten.

Zweiter Theil.

Aber welche Dankbarkeit würde das sein, wenn wir das erhaltene Gute nicht wiederum zu so viel sittlichem Guten anwendeten, als es nur möglich ist? Was können wir gegen unsern Herrn für eine andere Dankbarkeit erweisen, als daß wir den Willen desselben genau erfüllen? Und was kann der Willen unseres grossen Gottes für ein anderer sein, als daß wir täglich in der Heiligkeit zunehmen, und in der Vollkommenheit wachsen? Das ist, saget die heilige Schrift: der Willen Gottes, eure Heiligung. Seiet vollkommen, spricht Christus: wie auch euer himmlischer Vater vollkommen ist. Der Frieden also muß euch, wenn ihr wahrhaft dankbar sein wollet, Gelegenheit sein, neue gute Werke auszuüben. Das ist wahre Dankbarkeit, einen guten Gebrauch von den Wohlthaten machen, die man erhalten hat: gleichwie es der höchste Undank wäre, wenn man das, was man bekommen hat, wider den Willen des Gebers anwendete.

Ist das nicht, geliebteste Zuhörer! selbst eure eigene Denkungsart? Handelt ihr anderst gegen eure Untergebene, denen ihr Wohlthaten erwiesen habt? Werdet ihr nicht bei dem Mißbrauche derselben äusserst aufgebracht? Redet ihr nicht von dem größten Undank? Drohet ihr nicht den Undankbaren in Hinkunft eure Wohlthaten zu entziehen? So denket, so handelt ihr; und alle andern sagen, ihr handelt recht: sollte wohl euer Mißbrauch der göttlichen Wohlthaten nicht eine weit grössere Undankbarkeit gegen Gott sein? Sollte der Mißbrauch der durch den Frieden erhaltenen Vortheile nicht Mißbrauch göttlicher Wohlthaten sein? Oder sollte es nicht Mißbrauch dieser Vortheile sein, wenn ihr sie nicht so sehr zum sittlichen Guten anwendet, als ihr nur könnet?

Wie aber, fraget ihr mich etwann: wie können wir die Vortheile des Friedens zu unserem sittlichen Guten anwenden? Das, meine Christen! ist leicht; ihr habt dabei nur auf euch selbst und auf eure Nebenmenschen zu sehen. Durch den Frieden geniesset ihr mehr Ruhe, Entfernung vieler

Sorgen und Bekümmernisse: wendet also diese Ruhe dazu an, daß ihr euch auch die Ruhe der Seelen zu verschaffen trachtet; da die Sorgen für euer Bestes nun vermindert sind, so wendet desto mehr Sorgfalt an, den Nothdürften anderer abzuhelfen. Beides wird euch leicht möglich sein, wenn ihr nur rechten Ernst dazu anwenden werdet. Auf diese Weise werdet ihr die Vortheile des Friedens gerade zu eurer sittlichen Vervollkommerung anwenden. Wir wollen beide Stükke etwas weitschichtiger durchgehen.

Ihr habt den zeitlichen Umständen nach mehrere Ruhe, weniger Bekümmernisse beschäftigen euren Geist; ihr geniesset mehr Zeit euch dem ernsthafteren Nachdenken auf das Geschäft eures Seelenheiles zu widmen; ihr werdet in diesem Geschäfte von wenigeren Gegenständen gehindert: warum solltet ihr euch dann demselben nicht mehr widmen, als ihr bisher gethan habt, oder auch nur habt thun können? Hiesse das nicht die von Gott verliehene Wohlthat mißbrauchen? Müßtet ihr nicht befürchten, daß ihr ein

anderes Mal euch eine so gute Gelegenheit wünschen werdet, da ihr sie nicht werdet erhalten können? Welche Reue würde euch alsdann ankommen, daß ihr die gehabte Gelegenheit nicht benutzet habet? Jedoch was nützte euch alsdann eure Reue? Sie wäre vergebens; der Schaden wäre schon geschehen, und der wäre unersetzlich. Damit ihr also einstens nicht durch vergebliche Reue gequälet werdet, o so benutzet jetzt die Gelegenheit, die euch Gott darbiethet zu eurem Heile. Schenket diesem Geschäfte nur einige Viertelstunden: sie werden für euch von ungemein grossem Nutzen sein.

Bedenket die Fehler, die ihr noch an euch habt; die Leidenschaften, denen ihr euch überlasset; die Seelengefahren, in denen ihr schwebet; aber ziehet dabei nicht eure Eigenliebe zu Rathe; fraget euch nicht bei den Gefährten eurer Fehltritte an; sondern euer Seelsorger soll euer Rathgeber, die Schrift euer Leitstern sein, die guten Beispiele anderer eure Vorbilder, und ihr werdet bald mehr Fehler an euch zu verbessern finden, als ihr anfänglich glauben wer-

det. Bedenket aber auch selbst das Gute, das ihr auszuüben pfleget; ihr werdet finden viele Unvollkommenheiten, die damit verbunden sind; ihr werdet finden, daß oft eure Absichten nicht so rein sind, als sie vermöge des Christenthumes sein sollten, daß oft der Grund des guten scheinenden Werkes Eigenliebe, Ruhmbegierde oder eine andere niedere Leidenschaft, und nicht wahre uneigennützige Liebe zu Gott und dem Nächsten gewesen seie, da doch nur diese Liebe die Werke des Menschen verdienstlich machet. Ihr werdet finden, daß eure Tugenden nur gar zu oft schwach, matt, und mit vielen Mängeln und Unvollkommenheiten verunreiniget waren. Ihr werdet finden, daß euch noch Vieles von der wahren Vollkommenheit mangle. O wie Vieles habt ihr schon gethan, wenn ihr durch reifes Uiberlegen euch von allen diesen Wahrheiten überzeuget habt! Aber ihr habt noch mehr zu thun: ihr müsset euch bestreben, nicht nur allein alle eure Fehler, die kleinen wie die grossen, abzulegen, sondern auch euren guten Werken den möglichsten Grad der christ-

lichen Vollkommenheit zu geben. Es wird zwar viele Mühe kosten: allein ihr werdet die Ruhe, die der Frieden gewähret, zum Nutzen eurer Seelen anwenden, und euch grosse Verdienste bei Gott sammeln; und dieses wird eure Mühe hinlänglich belohnen. Ihr habet Musse dazu: werdet ihr wohl euch diese Belohnung nicht erwerben wollen?

Ihr geniesset mehr Ruhe, und habt weniger Sorgen: denn eure Auslagen sind vermindert, die Theurung fängt an abzunehmen. Findet ihr nicht hierinfalls einen Fingerzeig der göttlichen Vorsicht, daß ihr für eure Nebenmenschen mehr sorgen sollet, als es bisher geschehen ist? Oder glaubet ihr, Gottes Vorsehung seie nur für eure Wohlfahrt bedacht, und nicht auch für die Wohlfahrt anderer Menschen? Nein, bei Gott ist kein Unterschied der Personen; Er sorget für alle: Er will also ganz gewiß, daß der Nutzen, der aus dem Frieden entspringt, allen, den Aermern, wie den Reichern, zu Theile werde. O so theilet also ihr, die ihr durch den Frieden wirkliche Ersparnisse geniesset, theilet das, was ihr er-

sparet, mit den Aermeren; brauchet das nicht zur Befriedigung eurer Begierlichkeiten, was ihr zur Abhilfe unentbehrlicher Nothdürfte anwenden könnet; mit einem Worte, gebet reichlichere Almosen, als ihr bisher gegeben habt. Auf diese Art werdet ihr das Gute, das der Frieden verschaffet, nach dem Willen Gottes, zu eurer eigenen Vervollkommnung, folglich zum Nutzen eurer Seelen anwenden.

Beschluß.

Wenn ihr auf diese Art das Fest des Friedens feiret, so bereitet ihr euch, geliebteste Zuhörer, zu einem weit herrlicheren Friedensfeste, das ihr erst dann feiern werdet, wann ihr in der Herrlichkeit des Königes des Friedens einen Frieden geniessen werdet, den kein Feind mehr stören, keine Widerwärtigkeit mehr unterbrechen kann; einen Frieden, mit dem unaussprechliche Güter, unbegreifliche Glükkseligkeiten verbun-

den sind; einen Frieden, der euch in Ewigkeit nicht mehr verlassen wird. Werdet ihr nicht trachten Theil an diesem Frieden zu haben? O ja, meine Christen, ich weiß es, ihr wünschet euch diesen Frieden einstens zu erlangen.

Nun dann so wendet das Gute, das euch von dem Frieden zufliesset, zu eurem Seelennutzen an; die Ruhe, die jetzt herrschet, zu eurer Vervollkommnung, zu eurer grossen Heiligung; das Ersparniß, das ihr jetzt machet, zur Unterstützung der Armen, der Bedrangten: das wird Gott ein angenehmes Dankopfer sein. Werdet ihr aber die Früchte des Friedens zu einem andern Gebrauche anwenden; werdet ihr aus Veranlassung der gegenwärtigen Ruhe mehr euren bösen Lüsten nachhängen; mehr Muthwillen, mehr Ausschweifungen euch erlauben; werdet ihr eure Barmherzigkeit den Armen entziehen, so wird alle eure mündliche Danksagung vor Gott mißfällig sein. Würdet ihr wohl zufrieden sein, wenn Gott euer Dankopfer verwürfe?

O so wendet dann, ermahne ich euch noch einmal, die guten Früchte des Friedens zu eurer grösseren Heiligung an: damit ihr Gott ein wohlgefälliges Opfer bringen, einen wohlgefälligen Dank abstatten möget. Amen.

Rede

am Feste des heiligen Heinrichs, römischen Kaisers;

gehalten in einer ihm geweihten Kirche, am Sonntage nach dessen Festtage im Jahre 1792.

Text. Seine Bürger haßten ihn; sie schikkten ihn eine Gesandschaft nach, und liessen ihm sagen, daß sie ihn nicht mehr zu ihrem Beherrscher haben wollten. Luk. 19. Hauptstück, 14. Vers.

Eingang.

Christus redet im heutigen Evangelium von boshaften Unterthanen, die nicht zufrieden mit ihrem Schikksale, ihrem Herrn nicht mehr länger gehorchen wollten. Die Boshaften getraueten sich nicht ihren Unwillen,

den sie über seine Regierung in sich nährten, merken zu lassen, so lange ihr Beherrscher noch in ihrer Nähe, noch mitten unter ihnen war: warum nicht? Das ist das Eigenthum des Lasters, daß es nur im Finstern schleichet; daß es seine Tükke verbirgt, so lange es noch fürchten muß, von der Gerechtigkeit wirksamen Widerstand zu erfahren. So machten es auch die Ruchlosen, die in der Gleichnißrede des heutigen Evangeliums vorgestellet werden: sie fürchteten, wenn sie zu frühe ihre Meinung entdekkten, so möchte ihr rechtmässiger Beherrscher vermöge des Rechtes, das ihm Gott und die Natur gegeben hat, sie zur wohlverdienten Strafe ziehen. Sie warteten den Augenblikk ab, an dem er auf einer wichtigen Reise begriffen, und von ihnen entfernt war; in diesem Zeitpunkte sandten sie ihm eine Gesandschaft nach, durch welche sie ihm sagen liessen, daß sie seine Oberherrschaft nicht mehr länger anerkennen, nicht mehr länger tragen wollten.

Was haltet ihr Geliebte von einem solchen Verfahren, wenn es auch nicht bild-

lich, sondern wahrhaft wäre? Oder vielmehr, was haltet ihr von dem Betragen derer, die das wirklich thun, was hier nur bildlich vorgestellet ist? O, meine Werthen! ich halte euch für rechtschaffene Christen; für vernünftige Menschen; und hieraus schliesse ich, daß ihr es gewiß mißbilliget; im höchsten Grade mißbilliget: denn ein vernünftiger Mensch, ein wahrer Christ kann nicht anderst denken.

Jedoch weil wir zwischen Menschen leben, die sich mit ihrer Vernunft brüsten; und sich auf ihr Christenthum Vieles zu gut thun, und dennoch auch ein solches Verfahren gut heissen: so will ich heut in möglicher Kürze zeigen, daß jene, welche sich wider die königliche Oberherrschaft empören, dem Christenthume eben sowohl, als der reinen Vernunft zuwider handeln. Das Christenthum giebt uns einen deutlichen Beweis, daß Menschen, die unter einem Könige stehen, ewig einem Könige unterthänig bleiben sollen; aber auch die reine Vernunft giebt uns einen zweiten gleich überzeigenden Beweis von dieser Wahrheit. Wer sich al-

so der königlichen Macht und Gewalt widersetzet, der handelt der Religion zuwider; dieses ist das Erste, was ich heut zeige: wer sich der königlichen Macht und Gewalt widersetzet, der handelt der Vernunft zuwider; dieses ist das Zweite, was ich zeige. Sehet hier Andächtige, die beiden Theile meiner heutigen Rede. Sie enthalten eine Lehre, die eben so wichtig ist, als sie selten auf dieser geheiligten Stätte berühret wird, und um desto nothwendiger zu behandeln ist, besonders in unsern äusserst verkehrten Zeiten, weil so selten davon eine Meldung geschieht; eine Lehre, die eure ganze Aufmerksamkeit verdienet. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Wenn wir die Bücher des alten Bundes aufschlagen, was lesen wir von der königlichen Gewalt, von dem königlichen Ansehen? Alles, was wir davon lesen, zeiget

uns genugsam, daß diese Gewalt, dieses Ansehen durch besondere göttliche Anordnung auf Erde seie. Merkwürdig sind hierüber die Worte, welche Gott von Sich selbst spricht. **Durch Mich**, saget Er, **durch Mich herrschen Könige; durch Mich ordnen die Gesetzgeber das an, was billig ist: durch Mich gebiethen die Fürsten der Erde, und bestimmen die Gewaltigen das, was gerecht ist.** Was wollen wohl diese Worte sagen? Glaubet vielleicht jemand, diese Worte seien von keiner besondern Bedeutung? Das Deutliche, das Nachdrükkliche dieser Worte läßt sich nicht verkennen; zeiget hinlänglich ihren wichtigen Inhalt an. Was wollen also diese Worte sagen? Sie heissen nichts anderes als: Durch Mich; auf meine Anordnung; nach meinem Willen; mit der von mir verliehenen Gewalt herrschen die Könige, und machen alle Anordnungen; geben alle jene Befehle, durch welche das Recht, die Gerechtigkeit und Billigkeit befördert wird. Das heissen die Worte des göttlichen Geistes. Wenn nun Gottes Willen ist; wenn Er es selbst anordnet,

daß Könige herrschen; wenn Er ihnen selbst die Macht dazu ertheilet, so strebet ja derjenige, der dem königlichen Ansehen, der königlichen Gewalt sich widersetzet, gerade wider den Willen Gottes; wider die Anordnung Gottes; er widersetzet sich der Macht Gottes. Kann das die Religion, die wahre Gottes Verehrung nur gestatten?

Glaubet aber nicht, meine Christen, daß nur im alten Gesetze die Macht der Könige so sehr erhoben wird. Nein: Auch im neuen Bunde finden wir ähnliche Stellen. Nur eine einzige aus vielen werde ich euch weitschichtiger anführen. Paulus dieser grosse Volkslehrer redet von der Macht der Länderbeherrscher also: Alles was wohl angeordnet ist, das ist von Gott. Paulus ziehet aus diesem Satze eben jene Wahrheit, die ich vor kurzem gesagt habe. Seine Worte lauten also: Wer demnach sich der rechtmässigen Gewalt widersetzet, der widersetzet sich der Anordnung Gottes. Also auch im neuen Bunde wird es als eine wichtige Wahrheit angeführet, daß die rechtmässige Macht, die königliche Macht von

Gott selbst her ist; daß der, der sich wider eine solche Macht auflehnet, oder wohl gar sie umzustürzen versuchet, wider den Willen Gottes selbsten handelt. Er handelt also der wahren Religion zuwider.

Aber finden wir nicht noch mehrere Stellen im neuen Gesetze, die mit dieser Stelle des Paulus übereinkömmt? Wollen dann die so oftmal wiederholte Ermahnungen und Befehle dem Könige zu gehorchen etwas anderes sagen? Wenn uns in der Schrift befohlen wird: Fürchtet Gott, ehret den König; wenn uns der Befehl gegeben wird: Gehorchet dem Könige, als den Vornehmsten; wenn uns eingeschärfet wird, daß wir dem Könige nicht aus Furcht einer Strafe, sondern um ein reines Gewissen zu haben gehorchen sollen, wird nicht vorausgesetzet. Daß Gott wolle, daß man Könige habe? Betrachtet nur die letzte Stelle etwas genauer, und ihr werdet sie ganz entscheidend für meinem Satze finden. Wir sollen dem Könige gehorchen, nicht darum, weil er die Ungehorsamen bestraft, sondern weil wir dazu als zu einer Schuldigkeit im

Gewissen verbunden sind. Wer kann uns zu einer Pflicht im Gewissen verbinden? Niemand als nur Gott allein. Er nur ist der Herr des Gewissens der Menschen; Er nur ist der Herr der Seelen. Wenn wir also durch den Ungehorsam, und um so viel mehr durch die Widersetzlichkeit, die wir gegen den König, oder einen sonstigen Landesbeherrscher haben, unser Gewissen verletzen, wie Paulus vom Geiste Gottes gelehret, saget, so muß eine solche Widersetzlichkeit ja wider Gottes Geboth, wider Gottes Anordnung sein.

O das hat jene abscheuwürdige Rotte, welche beinahe eine ganze sanfte, edle Nazion zur Empörung wider ihren König und das ganze Königthum reizen wollte, gar zu gut gefühlet: darum benahm sie nach und nach denselben, die gar zu leichtgläubig gegen sie gewesen war, die Hochachtung gegen die Religion; die Ehrfurcht gegen alles, was heilig ist, die Hochschätzung und Verdemüthigung gegen Gottes Gebothe, die Anbethung des grossen unendlichen Wesens selbsten. Nur auf den Trümmern des gestürz-

ten Christenthumes getrauten sie sich auf dem Gipfel ihrer ruchlosen Bosheit hinauf zu klettern; denn sie waren überzeugt, daß ohne diesen nur der Hölle angenehmere Kunstgriff sie niemals zu ihrem Zwekke würden gelangen können.

Betrachtet doch das, ihr guten Seelen, die ihr euch durch verführerische Reden zu Gesinnungen verleiten liesset, die eine Abneigung gegen jede Monarchische Regierung entweder in sich begreifen, oder doch zur Folge haben; betrachtet es, ich bitte euch. Ist noch ein Funken Religion in eurem Busen, so werdet ihr gewiß diese Gesinnungen ablegen. Wie könnte denn der wahre Christ solche Gesinnungen hegen? Der wahre Christ hat ja keine andere Richtschnur für seine Handlungen, als den Willen Gottes; verlanget sich nach nichts anderem zu richten, als nach dem, was Gott anordnet: wie könnte er also jene Macht verwerfen wollen, die Gott selbst eingesetzet hat? Wie könnte er den nicht zum Beherrscher erkennen wollen, der nach dem Willen des Herrn aller Thronen die Oberhand über das ge-

sammte Volk hat? Wie könnte er eine Regierungsform verabscheuen, die das Gepräge der göttlichen Herrschaft über die ganze Welt in sich enthält? Vielleicht hat man aber auch schon angefangen bei euch die Grundsätze des Christenthumes zu untergraben; vielleicht hat man euch schon eine Abneigung gegen das Christenthum, oder wenigstens einige Gleichgiltigkeit gegen dasselbe einzuflössen gewußt, ohne daß ihr es gewahr wurdet. O wenn das ist, meine Christen, so zittert: ihr seid schon am Rande des Verderbens. Habet ihr aber noch Hochachtung für das Wort Gottes, Zuneigung für die Lehre Jesu Christi, so leget ab diese Gesinnungen: denn sie sind der Lehre Jesu, dem Worte Gottes zuwider.

Wie, wird etwann mancher denken, wie ist das möglich? Es scheint vielmehr, die Schrift mißbillige das Königthum, und verwerfe die königliche Oberherrschaft über die Völker; die Rede Samuels an das jüdische Volk, da es einen König verlangte, und nicht mehr Richtern, wie vorhin, gehorchen wollte, wird vielleicht zum Beweise angeführet. Aber, meine Christen, wer

so denket, der ist im Irrthume, denn die Geschichte, die hier aus dem zweiten Buche der Könige angeführet wird, beweiset nicht im mindesten etwas, was dem königlichen Ansehen zuwider liefe. Das Volk wurde nach dem Tode des Moses von ihren Aeltesten regieret, und hatten keinen beständigen Alleinherrscher; in bedrängten Umständen und Zeiten waren Richter gesetzet, meistentheils durch höhere Einwirkung, die das Volk aus ihren Drangsalen durch Hilfe des Himmels heraus rissen, und dann bis zu ihrem Tode dasselbe ferner regierten. Dabei stieg die Macht der Aeltesten der Juden und ihrer hohen Priester sehr hoch, und artete oft in Unterdrükkungen des gemeinen Volkes aus, welches allerdings von ihnen sklavisch behandelt wurde. War etwas natürlicheres, als daß die Unterdrükkten nach einer andern Regierung seufzten? War etwas anderes zu erwarten, als daß sie verlangten, so wie andere Völker durch Könige beherrscht zu werden? Sie verlangten es auch wirklich: weil sie sich einbildeten, bei einer kö-

niglichen Regierung würden sie weniger Drükkung zu empfinden haben.

Nun machte Samuel ihnen Vorstellungen; er machte sie ihnen im Namen Gottes zwar; aber seine Vorstellungen enthielten nichts, was wider das königliche Ansehen liefe. Er sagte ihnen: Jetzt beklaget ihr euch über die Macht der Volksvorsteher; über die Macht derer, die bei bedenklichen Fällen im Namen Gottes zu euren Heerführern und Richtern sind ernannt und erwählet worden, und warum beklaget ihr euch darüber? Weil einige aus ihnen die rechtmässige Gewalt, die ihnen war anvertrauet worden, zu eurem Schaden, zu Ungerechtigkeiten, zu Bedrükkungen der Unschuldigen mißbrauchten? Ihr hoffet davon befreiet zu werden, wenn Könige über euch wie über andere Völker herrschen: allein können denn nicht auch unter den Königen einige sein, welche die Gewalt, die sie von Gott empfangen haben, mißbrauchen werden? Werden nicht auch unter ihnen einige zu finden sein, welche eure Kinder euch mit Gewalt zu ihren Diensten nehmen werden?

Werden sich nicht einige finden, die euch euer schönstes Vieh, eure besten Gründe gewaltthätiger Weise rauben und an sich reissen werden? Werden sich nicht einige finden, die selbst euren Töchtern ihren kostbaren Schatz, ihre Unschuld, rauben werden? Dann werdet ihr euch eben so sehr beklagen, als ihr euch jetzt beklaget? Was wird euch also die veränderte Regierungsart nützen?

So redete Samuel zu dem Volke: war hier nur eine Silbe wider die königliche Würde angeführet? Der Prophet sagte, unter der Menge der Könige könne es auch leidenschaftliche Menschen geben, welche ihre Gewalt mißbrauchen, und auf den Nutzen des Volkes nicht sehen, sondern bloß auf die Befriedigung ihrer Begierden und Leidenschaften denken; saget er hier eine Unwahrheit? Gewiß nicht. Folget denn aber aus dem, daß einer oder mehrere ihre Gewalt mißbrauchen, daß diese ganze Gewalt zu verwerfen seie? Eben so wenig. Wie kann man dann aus dieser Geschichte folgern, daß die Schrift die königliche Macht und Gewalt verwerfe? Heißt das nicht die

Schriftworte muthwilliger Weise verdrehen, oder doch aus Unwissenheit falsch auslegen? O ihr, die ihr diese Schriftstelle so anstössig findet, warum leset ihr die Schriftworte nicht weiter? Hätte der Prophet, oder vielmehr Gott durch den Mund Samuels die königliche Würde abschaffen wollen: würde wohl Saul selbst auf Gottes Veranlassung zum Könige sein erwählet worden? Würde Samuel selbst den Saul gesalbet haben? Findet ihr hier nicht einen neuen Beweis, daß Gott die Gewalt der Könige gutheisse, und befördert wissen wolle? Samuel bestrafte nur das unbillige Betragen des Volkes, das mit der eingeführten Ordnung unzufrieden war; das nur Klagen führte, und meistentheils unbillige Klagen; er zeigte, daß diese Klagen nur ihren Grund in den Leidenschaften, oder in einem unüberlegten Wesen hatten: aber daß die königliche Würde in ihrer Wesenheit schädlich und verwerflich seie, das saget er nicht. Das saget die ganze göttliche Schrift in keiner einzigen Stelle.

Vielmehr saget sie uns das Gegentheil; denn überall giebt sie uns solche Grundsätze,

an die Hand, aus denen wir sehen müssen, daß nur auf Gottes Anordnung die königliche Macht eingeführet seie. Wer sich also dieser Macht widersetzet; wer sie nicht erkennen oder wohl gar heben will; wer zu einem so sträflichen Unternehmen etwas beiträgt, der widersetzet sich der Anordnung Gottes; der handelt wider die Grundsätze unserer Religion.

Zweiter Theil.

Er handelt aber auch wider die klare Vernunft: denn er will etwas unternehmen, oder befördern, was weder ihm noch jemanden andern nützlich sein kann; was mehr Anlage für sich hat schädlich, als nützlich zu sein. Die Sache ist klar, und läßt sich deutlich genug beweisen. Wer kann dabei ohne Verwunderung, ohne Entsetzen auf eine ganze Nazion zurükke sehen, die sich von einigen Bösewichtern verleiten läßt, die königliche Würde abzuschaffen, unter dem Vorwande abzuschaffen, daß sie eine Regierungsform dafür einführen werden, welche weit

besser, weit nützlicher sein würde, als die monarchische, die königliche. Armes, bedaurungswürdiges Volk! Erkennest du dann nicht, daß sie dich äffen? O daß es nur bei dem bliebe, daß sie dich äfften, täuschten, hintergiengen! Aber sie stürzen dich ins Elend, in ein gränzenloses Elend. Sie sind Bösewichter, die nichts anderes suchen, als sich auf den Trümmern des umgestürzten Thrones zu erheben; sich von den geplünderten Schätzen ihrer Beherrscher zu bereichern, und bleiben kalt, gefühllos, taub bei deinen Klagen, bei deinen Seufzern, bei deinen Thränen. Armes Volk, das du vom Elende gedrükket bist, und es dennoch nicht fühlest! das du in den Abgrund stürzest, nnd es dennoch nicht gewahr wirst!

Ja meine Christen, wer die königliche Würde abschaffet, der will entweder gar keine Regierung, gar kein Oberhaupt, oder einen vielköpfigen Beherrscher haben. Eines wie das andere kann unmöglich nützlich, muß vielmehr schädlich sein. Uiber beides kann ich ganz leicht reden. Zwar weiß ich, daß wenige das, was das erste betrift, in

Abrede stellen werden: kein Vernünftiger kann sagen, daß es dem Volke nützlich seie, wenn keine ordentliche Regierung im Lande ist; wenn der befiehlt, dem das Befugniß zu befehlen von Niemanden gehörig ist eingeräumet worden; wenn der das Regierungsgeschäft leitet, dem es von keinem Menschen, der hierzu Macht hat, ist anvertrauet worden; wenn jeder Bösewicht, jeder Dummkopf, weil er Macht in Händen hat, Anordnungen und Gesetze machet, und das arme Volk mißhandelt, drükket und unterdrükket. Immer muß ein solcher Stand mit Unordnungen, und eben darum mit vielem Elende verbunden sein. Unvernünftig wäre es also auf alle Fälle, zu einer solchen Unordnung, wo keine vernünftige Regierung, wo vielmehr blosse Regierungslosigkeit zu finden ist, die Hände biethen wollen! Wenige sind es, die so weit in ihrer Ruchlosigkeit, oder aber in ihrer Dummheit sinken!

Bessere Begriffe pfleget man sich zu machen von einer ordentlichen Regierung, wenn sie auch noch von so vielen geführet wird: aber machet man sich diese bessern Begriffe

mit allem Rechte? Ja Christen, das geste-
he ich euch gerne ein, daß eine ordentliche
Regierung, wenn sie auch noch von so vie-
len besorget wird, weniger Trübsale und
weniger Elend über den Menschen bringt,
als eine vollkommene Regierungslostigkeit,
oder, wie ihr sie zu nennen pfleget, eine
gänzliche Anarchie: aber das kann ich nicht
zugeben, daß eine solche vielköpfige Regie-
rung eben so gut, eben so ersprießlich seie
als eine königliche, eine monarchische Re-
gierung. Scheint es nicht vielmehr im Ge-
gentheile, daß eine Regierung, die von vie-
len Gliedern verwaltet wird, in eine gänz-
liche Unordnung auszuarten geneigt sei; we-
nigstens sich von einer wahren und nützlichen
Ordnung sehr entferne? Löset sich nicht eine
jede Ordnung in eine einzige Sache auf?
Ist nicht der Anfang der Ordnung eine Ein-
heit. Je weiter sich also eine Sache von
der Einheit entfernet, desto mehr entfernet
sie sich auch von der Ordnung. Soll man
nicht eben so von der Regierungsart reden
können, bei der viele Glieder miteinander
die Beherrschung des Volkes besorgen? Je-

doch ich will die Sache zu eurem Nutzen, geliebteste Zuhörer, ein wenig mehr beleuchten.

Wenn Viele Theil nehmen an der Regierung: was ist zu vermuthen? Können wir glauben, daß alle diese werden Männer von geprüfter Tugend sein? Wird unter diesen nicht eben das geschehen, was unter Menschen überhaupt geschieht? Sind nicht bei einer Menge verschiedener Menschen immer mehr Boshafte als Fromme? Ist nicht zu fürchten, daß die Zahl der Boshaften bei der Versammlung derer, die das Ruder der Regierung in Händen haben, die Zahl der Frommen, der Tugendhaften übersteige, an List, Betrug und Ungerechtigkeit überwiege, und also das, was bös ist, mehr befördere als verhindere? Oder könnten wir vielleicht hoffen, daß sie bei der Verwaltung ihrer Geschäfte der Bosheit auf eine kurze Zeit Urlaub geben werden? O dieser Fall ist so selten, daß er sich nicht einmal hoffen, viel weniger erwarten läßt.

Der Boshafte hat bei seinen Handlungen einen festgesetzten Zwekk, auf den er so

lang hinarbeitet, als er nur kann; so lange, bis er nur durch eine andere Leidenschaft auf eine andere Art zu handeln gezwungen wird. Ein Beispiel soll die ganze Sache deutlicher machen. Der Geizige trachtet nur Geld zu bekommen; Geld ist der erste Gedanken, der ihm bei dem Anfange eines Geschäftes beifällt. Im Handel und Wandel betrüget er, um nur beim Kaufe so viel Geld zu bekommen; beim Verkaufe so wenig auszugeben, als es nur möglich ist; soll er zwischen zweien streitenden Parteien Recht sprechen, so wird er es dem zusprechen, von dem er mehr Geld bekommen hat, oder hoffen kann; so wird er immer am ersten bei allen seinen Handlungen auf seinen Abgott, auf das Geld, sehen. Nur wenn er fürchtet, oder doch fürchten muß von andern entweder gleich mächtigen, oder wohl mächtigeren, als er ist, bemerket zu werden, wird er dem äusserlichen Scheine nach ehrlich handeln: aber sichere Ehrlichkeit und Redlichkeit ist von seinem Herzen weit verbannet. Handelt der Rachgierige wohl jemals anderst? Wird der, der sich der Rach-

gierde überläßt, wohl redlicher handeln? Wird er nicht allzeit den, wider den er Haß hat, drükken und verfolgen? So, so müssen wir von allen denen reden, die sich von ihrer Begierlichkeit, von ihren Leidenschaften lenken lassen.

Stellet euch nur vor, welches Unglükk über ein Volk kommen müsse, das von einer Menge Menschen regieret wird, von denen die meisten durch ihre Leidenschaften gelenket werden; von denen die meisten entweder vom dummen Stolze, oder vom verderblichen Zorne, oder vom blinden Geldgeize in ihren Handlungen geleitet werden. Welche himmelschreiende Ungerechtigkeiten müssen alsdann begangen werden! Boshafte, welche das Steuerruder führen; welche Niemanden unterworfen sind; welche Niemanden zu fürchten haben, was können diese alles für Uibel über ein Land bringen, wenn sie sich mit einander verbinden, wenn sie die grössere Zahl ausmachen? Lasset uns noch hinzusetzen, daß die Boshaften auf ihren Nutzen sich immer mit mehrerer Hinterlistigkeit verlegen; daß sie ihre Absichten im-

mer mehr zu verbergen wissen, und dadurch den Redlicheren aus ihrer Versammlung die Möglichkeit benehmen ihren bösen Unternehmungen mit Nachdrukke und Wirksamkeit entgegen zu arbeiten. Was kann sich demnach ein Volk von einer solchen Regierung versprechen? Wie wenig muß der wissen, der eine solche Regierung zuträglich für ein Land hält! Oder aber er muß ein Boshafter sein, der bei solchen Umständen hoffen könnte seine Bosheiten ungestrafet ausüben zu können: denn wer weiß nicht, daß der niedere Boshafte unter dem Schutze des boshaften Mächtigen immer freieres Feld hat seinem Muthwillen die Zügel zu lassen?

Sage man nur nicht, es seie eben nicht nothwendig, daß bei einer Regierung, die aus vielen Gliedern besteht, die meisten boshaft sein müßten; es könnten ja auch die mehresten fromm und tugendhaft sein. Wer Menschen kennet, kann das unmöglich sagen. Es ist das Antheil der Kinder Adams, daß sie zum Bösen geneigt sind; ihre Natur reißt sie hin; sind sie mit Höhe, Würden und Reichthümern umgeben, so werden auch

die Leidenschaften stärker, der Hang zum Bösen mächtiger, die Gelegenheiten dazu häufiger, und das Bewußtsein des sichern Erfolges machet das Unternehmen sowohl kühner, als auch gewisser. Selbst der, der vorhin noch zwischen Tugend und Laster wanket; der sich weder zu diesem noch zu jener entschliessen kann, so lange er noch allein ist; so lange er noch nicht weiß, ob sein Unternehmen von statten gehen werde; so lange er noch jemanden über sich weiß, der das Böse ahnden könnte, wird der entschlossenste Bösewicht, sobald er sieht, daß er seine Absichten gewiß erreichen wird; daß er Gefährten des Lasters hat; daß es Niemand sich ihm zu widersetzen wagen wird; daß Niemand ihn zur Rede zu stellen versuchen darf. Wer kennet Menschen, und kann diese Wahrheit noch leugnen? Lasse man also immer zu, bei einer so vielköpfigen Regierung seie nur der dritte Theil mit Lastern beflekket; ein anderer dritter Theil seie wahrhaft tugendhaft, und nur der lezte dritte Theil stehe am Scheidewege zwischen Tugend und Laster, so ist es gewiß, daß

dieser letzte dritte Theil auf diese Art, die die ich eben erkläret habe, zur Bosheit und Ungerechtigkeit verfallen werde. Wer kann diese Wahrheit nur bezweifeln? Erzählen uns nicht die neuesten so, wie die ältesten Geschichten die überzeugendsten und traurigsten Beispiele? Würde ich nicht etwas Uiberflüssiges unternehmen, wenn ich sie euch noch erzählen wollte? Sind sie nicht jedem bekannt, der nur etwas von der Geschichte weiß?

So ist es demnach eine ausgemachte Wahrheit, daß eine Regierung, bei der so viele Glieder sind, die alle gleiche Macht haben; die einander nicht untergeordnet sind, dem Lande zum wahren Schaden gereiche; daß es also vernunftwidrig seie eine solche Regierung verlangen, wünschen, oder wohl gar einführen wollen. Was wollen dann aber die, welche sich der königlichen Gewalt, dem monarchischen Ansehen widersetzen? Wollen sie etwas anderes, als eine solche vielköpfige Regierung? Ist es also nicht der reinen Vernunft zuwider, das königliche Ansehen abschaffen wollen? Be=

trachtet aber die Sache, ich bitte euch noch von einer andern Seite; von einer Seite, bei der nicht mehr die Leidenschaften in Betrachtung gezogen werden, sondern nur der natürliche Gang der Geschäfte in Erwägung kömmt. Betrachtet nur, wie die Geschäfte können geführet werden. Wie lange muß es nicht hergehen, bis eine Menge von vielen hundert Menschen über eine einzige Sache ihre Stimmen sagen könne? Jeder sieht sie von einer andern Seite an; viele sind einer andern Meinung, als die übrigen; ein jeder will seine Meinung durchsetzen; bringt Gründe für dieselbe an; diese werden wiederum von andern widerleget. Das Behaupten und Wiederlegen dauert viele Stunden, und so wird oft in einer Zeit, in der eine geringere Anzahl der Stimmenden sechs und zehn Geschäfte würde vollendet haben, kaum ein einziges abgethan.

Ist es vernünftig eine solche Regierungsart sich zu wünschen? Müssen nicht aus einer solchen Verzögerung, die dennoch nicht gänzlich kann vermieden werden, Unordnungen zum Nachtheile des ganzen gemeinen

Wesens eben sowohl als vieler einzelner Bürger entstehen? Wer kann bei gesunder Vernunft dieselbe wünschen? Wer kann Hand dazu biethen, dieselbe in einem Lande festzusetzen? Nur der, der seine Vernunft verlohren hat; oder der, der nichts für wahr hält, was er nicht erfährt, und also nicht anderst, als nur durch eigenen Schaden klug wird. Da ich mir nun schmeichle, daß ihr, Geliebteste, diese beiden Beweisgründe von der Wahrheit, die ich euch vorgetragen habe, wohl fasset; daß ihr die Gründlichkeit derselben einsehet, so schweige ich von andern Beweisgründen, die für eben diese Wahrheit könnten angeführet werden. Ich schweige von den Nachtheilen, die bei einer solchen Versammlung regierender Männer aus dem entstehen, daß jeder seine Anverwandten, seine Freunde, seine Günstlinge, seine getreuen Anhänger hat, die bei ihm stäts ein grosses Gewicht, stäts Einfluß auf alle seine Handlungen, auf alle seine Entschlüsse, auf alle seine Unternehmungen haben; die einem jeden in Fällen, in denen sie um etwas bittlich anlangen, den Rang

ablaufen; die bei Rechtshändeln niemals ganz unterliegen, wenn auch wirklich das Recht nicht auf ihrer Seite sein sollte. Wer leidet nicht bei solchen Umständen? Wer kann auch von dieser Seite her betrachtet, noch eine solche Regierung wünschenswerth finden?

Glaube man ja nicht, daß wenn eines der versammelten Regierungsglieder sich für seinen Günstling erkläret, alle übrige sich dawider setzen werden. Glaube man das nicht! Jedwedes Glied hat andere Glieder, die ihm besonders geneigt sind; diese werden sich immer zu seiner Partei schlagen in der Hoffnung, in ähnlichen Fällen auch für sich mehrere Stimmen zu bekommen, wenn sie einige ihrer Günstlinge erheben wollen. Aber wird dann nicht das Oberhaupt dieser Versammlung einen solchen Unfug abzustellen wissen? Es muß ja diese Versammlung immer ein Oberhaupt, einen Präsidenten haben. O, meine lieben Zuhörer, ein solches Oberhaupt ist beinahe ohne alle Wirksamkeit. Heut ist der Oberhaupt, morgen ist es ein anderer. Dieser wird jenem nichts

zu Leide thun wollen, damit er ein anderes Mal von ihm nichts Unangenehmes zu befürchten habe. So findet sich also, daß es der Vernunft zuwider gehandelt seie, wenn man sich dem Ansehen, und der Macht des Königes widersetzen will; wenn man dahin zielet diese Macht abzuschaffen; wenn man anstatt derselben eine Regierung einführen will, wobei viele Glieder zugleich am Ruder sitzen, und gleiche Gewalt, zugleich miteinander die oberste Gewalt haben.

Beschluß.

Sehet nun, geliebteste Zuhörer, ihr möget die reine Vernunft, oder die heilige Religion Jesu zu Rathe ziehen, so zeiget uns diese, wie jene, daß wir uns niemals der königlichen Macht widersetzen, niemals etwas unternehmen sollen, was derselben einigen Abbruch thun könnte. Lasset mich hier noch eine einzige Bemerkung machen, und diese besteht in dem, daß es hier nicht um den Namen zu thun ist; sondern um die Sache. Es ist die Frage: Ist es der Reli-

gion; ist es der Vernunft gemäß sich wider den zu setzen, der der Alleinherrscher im Lande ist; er mag den Namen König haben, oder einen andern? In diesem Stükke gilt es gleichviel, es seie Kaiser, oder König, oder Herzog, oder was er immer für einen Namen trägt: wenn er nur der einzige Beherrscher des Landes ist. Die Rechte aller Länderbeherrscher sind eben so gleich, als ihre Pflichten. Der Unterthan, der sich dem kleinsten Herzoge widersetzet, sündiget eben sowohl wider die Vernunft und wider sein Gewissen, als der, welcher sich wider den größten Kaiser auflehnet. Die Pflichten der Unterthanen gegen ihre Landesfürsten verändern sich nicht; bleiben immer dieselben, ihre Beherrscher mögen schon was immer für einen Grad, was immer für einen Bezug aufeinander haben.

O so präget dann, liebe Christen, tief in eure Herzen die Pflichten, die ihr gegen die Landesbeherrscher habt. Seiet ihnen gehorsam und unterthänig; ehret sie; liebet sie; und bethet für sie. Denket, daß sie für eure Wohlfahrt, für eure zeitliche Glükk-

seligkeit wachen; ihre Sorgen sind nur auf euer Bestes gerichtet. Danket ihnen für ihre Sorgfalt: sie verdienen euren Dank, eure Hochachtung; eure Liebe; euren Gehorsam. Die Religion saget es euch und die Vernunft; werdet ihr diese zwei vortreflichen Lehrmeisterinnen nicht anhören wollen? O ja, ihr höret sie gewiß an; ich verspreche mir es von euch; ich bitte euch darum. Aber dagegen höret ja nicht jene tollsinnigen Freiheitsapostel, wenn jemals einige (was doch Gott in Gnaden verhüten wolle!) sich an euch wenden sollten, die euch, Gott weiß, was für falsche Vorspieglungen vormachen; die euch leicht irre führen, aber auch leicht ins Verderben stürzen können. Sie sind falsche Propheten, die euch Honig versprechen, euch aber, sobald ihr ihnen folget, mit Galle und Essig tränken. Falschheit ist in ihrem Herzen, und Lüge in ihrem Munde. Frieden und Glükkseligkeit versprechen sie euch: und rauben euch dabei das, was euch Frieden und Glükkseligkeit verschaffen könnte.

Aber vielleicht fühlet ihr auch bei einer monarchischen Regierung Drukk der Unterthanen; vielleicht werdet ihr gewahr, daß Recht und Gerechtigkeit um Geld verkaufet wird; vielleicht wisset ihr, daß Rechtsstreitigkeiten ins Unendliche gezogen werden; vielleicht empfindet ihr viele von jenen Uibeln, die ich oben nur bei einer Regierung anzutreffen glaubte, die aus vielen Gliedern von gleicher Macht und Gewalt besteht. O meine Christen, ist das, so nehmet wiederum Vernunft und Religion zu Hilfe, und dann machet den Schluß, den ihr als vernünftige Menschen und Christen machen könnet. Uibeln werdet ihr bei jeder Anstalt, die auf Erde sein kann, antreffen. Nichts ist hier ohne allen Fehler, wir mögen hier haben, was wir wollen, so sind wir niemals ganz glükklich; mit dem Guten, das wir besitzen, ist immer etwas Böses vermischet; das zeiget uns die Erfahrung. Die Vernunft leitet wichtige Folgen hieraus, aber die Ursache hievon entdekket nur die Offenbarung. Lasset uns ehe diese Ursache sehen,

und hernach wollen wir kurz jene Folgen betrachten.

Was ist unser gegenwärtiges Leben nach den Lehren der Offenbarung? Es ist nichts anderes als der Stand der Vorbereitung für das künftige Leben. Hier müssen wir uns durch Kreuz und Leiden, durch tausend Widerwärtigkeiten würdig machen zu jenem unendlichmal besserem Leben, wo kein Ungemach, keine Trübsal, kein Uibel mehr uns kränken kann; wo uns ewige Seligkeiten erwarten. Hier müssen wir leiden, wie Jesus Christus gelitten hat, damit wir ewig mit Ihm können belohnet, gekrönet, verherrlichet werden: darum kann auch hier uns kein Stand zu Theile werden, der ohne alle Widerwärtigkeit, ohne allen Drukk wäre. Nun was haben wir für Folgen hieraus zu ziehen? Wie leicht werdet ihr dieselben selbst einsehen? Kann also eine Regierung sein, unter welcher wir ganz frei von allem dem wären, was uns beschwerlich fällt? Nein! Das ist nicht möglich, wenn wir die durch die tägliche Erfahrung gelehrten, durch die Vernunft erkannten, durch

die Religion bestättigten Grundsätze zu Rathe ziehen. Was könnten wir also von jenen halten, die uns eine bessere Verfassung; eine Verfassung, bei der alles Uibel entfernet wäre, versprechen wollten? Könnten wir sie für was anderes, als für Lügner halten; als für Betrüger, die uns nur zu Unordnungen zu verführen suchten, bei denen wir in grossen Schaden kämen, sie aber durch ihre Ränke und Bosheiten aus unserem Unglükke Nutzen ziehen würden? Könnten wir sie für etwas anderes halten, als für Menschen, die nicht einmal verdienen, daß wir sie anhören? Denn die Uibel, die uns bei einer monarchischen Regierung drükken, sind immer weit geringer, als die, welche uns bei was immer für einer andern drükken können.

Nun dann so seiet jederzeit als vernünftige Unterthanen, als christliche Unterthanen eurem Landesfürsten getreu, gehorsam, ergeben; traget die Uibeln, die euch jetzt quälen, als fromme Christen; sehet sie an für das, was sie sind; nicht für Folgen der Regierung, sondern für nothwendige Fol-

gen des irdischen Lebens; für Gelegenheit euch himmlische Belohnungen zu erwerben; ertraget sie geduldig, und sehet gelassen eurem künftigen Zustande entgegen, in dem ihr selbst in das Reich des himmlischen Vaters eingehen, und wo ihr mit Jesu Christo ewig herrschen werdet, wenn ihr euch hier durch Gehorsam, Liebe und Geduld nach dem Beispiele eben dieses göttlichen Lehrmeisters Jesu Christi als ruhige, fromme, getreue und rechtschaffene Unterthanen gegen den euch von Gott gesetzten Landesfürsten werdet betragen haben. Erfüllet hier eure Schuldigkeiten genau, so wird euch das Reich Gottes gewiß zukommen. Amen.

Predigt

über die anständige Freiheit;

gehalten am Sonntage Septuagesima im Jahre 1792.

Text. Oder habe ich nicht das Recht das zu thun, was ich will? Matth. 20. Hauptstükk 15. Vers.

Eingang.

Der Hausvater im heutigen Evangelium machet mit den Taglöhnern in seinem Weingarten einen Vergleich, der von ihnen begnehmiget wird. Er schikkt sie hin, damit sie den ganzen Tag arbeiteu sollten, und verheißt ihnen einen Lohn, mit dem sie zufrieden sein konnten, und auch waren. Der gute Hausvater aber sah, daß diese angenommenen Taglöhner nicht erklekklich wä-

ren die Arbeit zu verrichten; er bestellte also später im Tage noch mehr, die gleiche Arbeit verrichten mußten. Nun war der Tag am Ende; die Taglöhner bekamen ihren Lohn, und die, welche später ihre Arbeiten angefangen, und mithin weniger gearbeitet haben, als die ersten, bekamen eben so viel als diese. Hierüber murrten die, welche den ganzen Tag gearbeitet hatten. Der Hausvater zeigte ihnen die Unbilligkeit ihres Murrens daher: weil sie so viel Lohn bekämen, als sie verlangt hatten, er aber übrigens die volle Freiheit hätte zu thun, was ihm beliebte. Habe ich nicht das Recht, die Macht, die Freiheit zu thun, was ich will, was mir beliebt? Er will sagen, da ich euch mein Versprechen halte, mit welchem Rechte könnet ihr mir meine Freiheit sperren? Ich kann thun, was ich will. Der Hausvater konnte so reden: denn was er that, war keinem Gesetze zuwider; was er that, gereichte Niemanden zum Nachtheile. Seine Freiheit zu handeln, war eine regelmässige Freiheit, eine schuldlose, eine gebüh-

rende Freiheit; eine Freiheit, die jedermann wünschen darf.

Aber nicht jedwede Freiheit, nach welcher die Menschen zu trachten pflegen, ist eben so untadelhaft, eben so wünschenswürdig, wie jene, von der ich eben geredet habe. Die Menschen streben oft nach einer Freiheit, die ihnen nicht zukömmt, weil sie vielen zum Nachtheile gereichet: jedoch wer nach dieser Freiheit trachtet, der trachtet nach etwas, was er vielmehr fliehen sollte. Ist es nicht wichtig genug, meine geliebtesten Zuhörer, daß ich über diesen Gegenstand mit euch heut etwas weitschichtiger rede? Ich werde demnach von der rechtmässigen Freiheit, die uns zukömmt, nach der wir trachten können; und zugleich von derjenigen sprechen, die uns nicht zusteht, und die wir fliehen müssen. Der Begriff der zulässlichen Freiheit ist der Gegenstand meiner heutigen Rede, die ich in zwei Theile zerlege. Am ersten zeige ich, welche Freiheit es seie, die wir zu erlangen uns bestreben dürfen; und dieses soll den ersten Theil ausmachen: ich zeige zweitens, welche Freiheit

es seie, die wir fliehen müssen, und dieses im zweiten Theile. Da diesen Gegenstand die Geschichten unserer Zeiten höchstens merkwürdig gemacht haben; da von demselben heut zu Tage so vieles gelehret, geschrieben und geschwätzet wird, so finde ich um so viel mehr nothwendig davon mit euch zu handeln; aber auch eben darum verspreche ich mir von euch eine desto grössere Aufmerksamkeit, um die ich euch auch bitte. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Freiheit ist in unsern Zeiten ein Wort, welches seine ganze Bedeutung, die es ehemals hatte, verlohren hat; ein jeder trachtet nach Freiheit; ein jeder will Freiheit haben: und dennoch würden wenige zu antworten wissen, wenn man sie fragte, was dann die Freiheit sei, die sie verlangen. Ja, meine liebsten Zuhörer, ihr könnet eine Freiheit verlangen; ihr könnet Mittel anwenden, eine Freiheit zu erhalten, und zwar eine dreifache Freiheit; eine Freiheit,

durch deren Besitz ihr wahrhaft glükklich sein; aber auch andere Menschen glükklich machen werdet. Und welche ist dann diese Freiheit? Es ist die Freiheit des Menschen, die Freiheit des Bürgers, die Freiheit des Christen. Die Freiheit des Menschen erlangen wir durch unsere Natur, von unserem ersten Entstehen an, und üben sie aus, sobald wir zum Gebrauche unserer Vernunft kommen. Die zweite erlangen wir durch den Staat, dessen Glieder und Unterthanen wir sind. Die dritte wird uns geschenket durch die sakramentalischen Gnaden, die uns Jesus durch seinen Tod vorbereitet hat. Diese dreifache Freiheit kann ein Gegenstand unserer Wünsche, ein Zwekk unserer Bestrebungen sein. Uiber diese dreifache Freiheit will ich mich ein wenig deutlicher erklären, und euch den wahren Begriff derselben vorlegen, um euch zu zeigen, wie diese Arten der Freiheit Einfluß in euer Leben haben können, und auch haben müssen.

Ich mache den Anfang von der Freiheit des Menschen, die er von seiner Natur aus hat. Was ist dann diese Freiheit? Sie ist

das Befugniß die besten und schikklichsten Mitteln zur Erreichung eines guten, löblichen, oder nothwendigen Zwekkes zu wählen. Der Zwekk des Menschen, wenn wir ihn bloß seiner menschlichen und sinnlichen Natur nach betrachten, ist seine Erhaltung, seine Beglükkung, seine Vervollkommnerung; alles, wodurch er sich erhalten, glükklich machen, vervollkommnern kann, nennet man Mittel; unter diesen Mitteln sind einige, durch welche man seinen Zwekk leichter, sicherer, und schneller erreichet; andere aber führen uns nur langsamer, nur mit einigen Gefahren, und mit vielen Beschwerlichkeiten zu unserem Zwekke. Die ersten nennet man schikklichere Mittel, die letzteren unschikklichere. Wir haben also von Natur aus das Recht, das Befugniß, die Macht unter den verschiedenen Mitteln, die uns vor Augen liegen, jene zu wählen, zu ergreifen, die uns die schikklicheren zu sein scheinen, das ist, jene, die uns unserer Meinung nach früher, gewisser, und ohne viele Beschwerlichkeiten zu unserem Zwekke führen; die gewisser, schneller und leichter

unsere Erhaltung, unsere Beglükkung, unsere Vervollkommnerung bewirken. Diese Macht haben wir als Menschen von Natur aus; diese kann durch nichts beschränket werden; diese ist aber auch das, was wir Freiheit des Menschen, natürliche Freiheit nennen. Dieser Freiheit geniessen wir aber auch in allen Umständen.

Wie? Wird vielleicht mancher aus meinen Zuhörern denken; wie? Unsere Freiheit wird ja beschränkt; wird ja durch Gesetze gehemmet; wird uns genommen, wie könnte man dann sagen, daß wir ihrer in allen Umständen geniessen? O meine Christen, wie wenig weiß der, der so denket, oder redet! Gesetze, wenn sie auch nicht nach unserem Geschmakke sind; wenn sie auch unseren Leidenschaften nicht schmeicheln, nehmen uns dessenthalben unsere Freiheit nicht; sie erhöhen sie nur; sie reinigen; sie verfeinern sie. Gesetze befördern nur unsere Freiheit, und hemmen sie nicht. Die Sache ist so klar, daß man sich wundern muß, daß noch jemand daran zweifeln kann: und dennoch will ich sie zu eurer Belehrung noch

ein wenig mehr auseinander setzen. Gesetze zeigen uns nur die Beschaffenheit der verschiedenen Mittel, die wir anwenden können, unseren Zwekk, unsere Absicht zu erreichen: sie setzen uns also im Stande eine bessere Wahl unter denselben zu trefen, und machen dadurch, daß wir desto freier handeln. Wie kann ein Mensch, der die Beschaffenheit solcher Mittel zu wenig kennet, eine rechte Wahl treffen? Um eine Wahl unter mehreren Stükken treffen zu können, muß man alle genau kennen: sonst ist die Wahl allzeit blind. Wo keine Wahl ist, ist auch keine Freiheit; und je leichter man eine Wahl treffen kann, desto grösser ist die Freiheit. Was folget nun hieraus? Daß Gesetze, weil sie uns die zu Erreichung unserer Absichten nothwendigen oder dienlichen Mittel deutlicher zu erkennen geben, und eben dadurch uns die Wahl derselben erleichtern, auch unsere Freiheit erhöhen, und sie nicht beschränken, uns dieselbe nicht rauben.

Aber nebst dieser Freiheit, die wir vermöge unserer menschlichen Natur geniessen,

ist noch eine andere, die eben sowohl der Gegenstand unserer Wünsche sein darf, und auch sein muß, und diese ist die bürgerliche Freiheit, oder wie ich schon oben gesagt habe, die Freiheit des Bürgers. Worin besteht dann aber diese Art der Freiheit? Sie besteht in nichts anderem, als in der durch obrigkeitliche Gesetze erhöhten, verfeinerten, und vervollkommnerten Freiheit. Sie ist das vollkommene Recht, die ungekränkte Vollmacht solche äusserliche Handlungen auszuüben, die den andern, mit denen man in einem Staate lebet, zu keinem Nachtheile gereichen; die keines Menschen Rechte verletzen. Wenn der Mensch einzeln leben kann, für sich ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft, so ist die Freiheit des Menschen schon genug: allein ist sie auch hinlängbich, wenn mehrere mit einander vereinbaret in einer Gesellschaft leben? Ist diese Freiheit hinlänglich, wenn die Handlung des Einen bald einen nähern, bald einen entfernteren Einfluß auf das Wohl der übrigen, die mit ihm verbunden sind, hat? Nein meine Christen. Würde diese Freiheit nicht durch Ge-

seße vervollkommeret, so würde sie vielen zum Nachtheile dienen.

Was thut also die rechtmässige Obrigkeit, wenn sie Geseße giebt? Sie zeiget an, was bös oder nicht bös; allgemein nüßlich oder schädlich ist, und giebt uns dadurch zu erkennen, was geschehen oder nicht geschehen muß, besonders in Rükksicht der Verbindung mit den übrigen Gliedern des Staates. Wie weit unsere Handlungen für alle andere schädlich oder nüßlich sein können, wer kann dieses bestimmen? Wer aus uns kann es einsehen? Aber erkennet es nicht die Obrigkeit? Sieht nicht sie es ein, wie und auf welche Art die Verbindung unter so vielen Tausenden bestehen kann, mit dem größten Vortheile und dem kleinsten Nachtheile der Meisten? Was machet sie also, wenn sie Geseße giebt? Sie zeiget uns nur an, welche Mittel wir nicht wählen können zur Erreichung unserer Absichten, ohne andern unmittelbar, und dadurch mittelbar auch selbst uns zu schaden; sie erleichtert uns also die Wahl der verschiedenen

Mittel, die wir an Handen haben, das heißt, sie erhöhet unsere natürliche Freiheit.

Die Freiheit des Bürgers, die er aus der Errichtung eines ordentlichen Staates, aus der Verbindung mit mehrern andern Menschen erhält, ist der Freiheit des Menschen, die er aus den Händen des Schöpfers erlanget, nicht zuwider, sie vervollkommnert sie vielmehr. Sie ist also dem vernünftigen Menschen wünschenswerth; sie ist würdig, daß wir darnach trachten: aber wir haben sie auch; wir geniessen ihrer im vollem Masse. Erkennet hieraus, meine Lieben; (ich habe es schon gesagt; ich wiederhole es noch einmal.) Erkennet hieraus wie unbillig jene sind, welche über einen vermeintlichen Drukk der Gesetze klagen! Gesetze drükken uns nicht; nehmen uns unsere Freiheit nicht; geben unserer natürlichen Freiheit noch einen Grad der Vollkommenheit; und wir sind glükklich genug, daß wir unter Gesetzen einer rechtmässigen Obrigkeit der bürgerlichen Freiheit geniessen.

Aber wie wir als Menschen eine gewisse Art Freiheit haben, und auch als Bür-

ger des Staates eine andere Art; so können wir auch als Christen einer dritten Art geniessen, und diese ist allein die wahre Freiheit; diese ist jene Freiheit, welche unendlich viel zu unserer zeitlichen Glükkseligkeit beiträgt, und den einzigen Grund unserer ewigen Glükkseligkeit ausmachet; sie ist jene, welche uns Christus selbst geschenket hat; sie ist jene, wodurch wir wahre Kinder unsers Gottes werden. Worin besteht sie aber, diese christliche Freiheit? Sie ist die Befreiung von dem Joche der Sünden; von dem Joche der Leidenschaften. Wer sündiget, saget die Schrift, der ist ein Sklav der Sünde; eine betrübte Sklaverei, die uns in Finsternissen und im Elende gefangen hält. Wer in dieser Sklaverei stekket, der wird immer tiefer versenket; er fällt von einer Sünde in die andere, und erkennet den bösen Zustand gar nicht, in dem er sich befindet, bis er endlich so tief versunken ist, daß er sich selbst nicht mehr retten kann. Von dieser Sklaverei befreiet zu werden, wer sollte es nicht wünschen? Wer sollte nicht sich bestreben, die Freiheit, die von

dieser Sklaverei der Sünde entlediget, zu erlangen? Allein, so lange werden wir Sklaven der Sünde sein, so lange wir Sklaven unserer Leidenschaften sind. Was können wir hieraus für einen Schluß machen, als daß wir wünschen können; wünschen müssen, selbst von unseren Leidenschaften frei zu sein?

Die Leidenschaften sind die Tirannen, die uns beherrschen; auf eine grausame, unbarmherzige Art beherrschen: so lange diese nicht gedämpft werden, so lange werden wir in einer starken Sklaverei schmachten: wenn wir aber von diesen entlediget werden, dann werden wir freie Nachahmer unsers Erlösers sein können. Die Leidenschaften blenden unsern Verstand, daß wir die Wahrheit zu erkennen nicht im Stande sind; wir sehen also nicht mehr, welche die schikklichsten und tauglichsten Mittel sind zu unserer zeitlichen und ewigen Glükkseligkeit zu gelangen; wie können wir also unter ihnen eine gehörige Wahl treffen? Die Leidenschaften also hemmen unsere wahre Freiheit, und unterwerfen uns einem bösen Joche.

Wie elend ist der Mensch, der von der Leidenschaft geblendet, gefesselt ist! Welche Unruhe herrschet in seiner Seele, bis er zu seinem Zwekke gelanget! Welche Angst, um nicht in seinem Vorhaben gestöret zu werden! Welche Qual, wenn er verhindert wird auszuführen, was er angefangen hat! Welche Furcht vor einer strafenden Gerechtigkeit, wenn die leidenschaftliche That verübet ist! Welche nagende Gewissensbisse! Wer soll nicht wünschen von einer solchen Dienstbarkeit befreiet zu werden? Wer soll nicht trachten die Freiheit von der Sünde und den Leidenschaften, die christliche Freiheit zu erlangen, und zu allen Zeiten zu erhalten?

Zweiter Theil.

Sehet hier also, Geliebte, eine dreifache Freiheit, die wir wünschen dürfen; nach der wir trachten können, und müssen, wenn wir sie nicht haben sollten; und über die wir frohlokken sollen, wenn wir sie besitzen. Sie ist die natürliche Freiheit, die bürger-

liche Freiheit, die christliche Freiheit. Aber wir Menschen nicht zufrieden mit dem Gute, das wir haben, oder doch leicht haben können, trachten nach einem Scheingute, nach einem falschen Gute, das vielmehr etwas wahrhaft Böses ist; das wir vielmehr fliehen sollten. So ist es auch mit der Freiheit; mit jener, die wir wirklich besitzen, nicht zufrieden, trachten viele nach einer andern höchst schädlichen Freiheit, die diesen Namen nicht einmal verdienet; nach der Freiheit von Gesetzen, nach der Freiheit des Sünders: aber eben diese sollten wir fliehen, sollten wir verabscheuen. Da jedoch so viele darnach trachten, und eben darum, weil sie sie nicht besitzen, über Drukk und Sklaverei klagen, so ist es wohl der Mühe werth, darüber weitschichtiger zu reden, und ihren Begriff etwas mehr zu entwikkeln.

Was würde es wohl sein, wenn wir unter keinem Gesetze stünden; wenn ein jeder thun könnte, was er wollte, welche Unordnungen würden entstehen? Wie oft würde einer unternehmen, was hundert andern zum größten Nachtheile gereichen könnte?

Wer würde seine Güter und Reichthümer ruhig besitzen können? Wer nach meinem Gute lüstern ist, wenn er durch kein Gesetz verhindert wird, wird er es mir nicht mit Gewalt rauben? und kann er durch Gewalt nichts ausrichten, wird er es mir mit List wegnehmen. Wer von einem andern beleidiget ist worden, oder sich einbildet, beleidiget worden zu sein, wird er sich nicht oft an einen Unschuldigen vergreifen aus Verlangen sich zu rächen; oder bei dem Schuldigen alle Maß überschreiten, wenn er nicht durch Forcht vor dem Gesetze abgehalten wird? Wer sich über andere erschwingen will, wird andere, wird oft die verdienstvollesten Menschen unterdrükken, um sich durch ihren Sturz höher zu erschwingen, sobald ihm nicht ein Gesetz im Wege steht, das seinen Stolz danieder beugen kann. So können wir von unzähligen andern Fällen reden. Die Gesetze machen, daß man nicht andern zum Schaden handelt; sie beschränken unsern Willen nur in so ferne, daß er niemals etwas unternimmt, und anfängt, wodurch ein anderer an seinem Körper, an seinem

Vermögen, an seiner Ehre, oder auch an seiner Seele könnte] beschädiget werden.

Wrr wird von einer solchen Beschränkung frei sein wollen? Wer wird diese Gesetze für ein unerträgliches Joch halten? Wer wird der Freiheit geniessen wollen solche Handlungen zu unternehmen, die dem Nebenmenschen, die oft auch Vielen grossen Nachtheil bringen können? Muß er nicht ein Mensch sein, der böse Gesinnungen gegen seinen Nächsten hat? Muß er nicht ein Mensch sein, der die allgemeine Menschenliebe, welche doch die Natur selbst in unsere Herzen eingegraben hat, nicht einmal mehr kennet? Muß er nicht ein Mensch sein, der die sanfte Lehre Jesu verwirft, daß wir uns gegen andere eben so betragen sollen, wie wir wünschen, daß sich andere gegen uns betragen? Muß er nicht ein Mensch sein, der sogar des reizendsten Beispiels seines Erlösers, der einem jeden wohlthat, spottet? Muß er nicht im eigentlichsten Verstande Sünder sein? Wer aber aus uns will dann ein Sünder sein? O es ist zu gefährlich sich der Sünde zu ergeben:

Niemand kann also ein Sünder sein wollen; Niemand kann also jene Freiheit wünschen, welche ihn von dem Bande obrigkeitlicher Gesetze entlediget.

Aber warum sollte ich mich wegen eines andern auf meinem Wege irre machen lassen? Warum sollte ich meine Begierden, die selbst in der Wesenheit meiner Natur ihren Grund haben, wegen eines andern, vielleicht wegen seiner Begierden unterdrükken? Ich sorge für mich; ein anderer sehe zu, wie er auch für sich sorgen könne. Dieses ist die Sprache, die so viele in unsern Zeiten zu führen pflegen; und wodurch sie noch mehrere, die dem blossen Schale der Worte, ohne auf die Wahrheit oder Unwahrheit derselben zu sehen, ihren ganzen Beifall schenken, verführen. Aber wahrhaftig diese Sprache ist ungegründet, ist falsch! Dadurch daß wir uns dem Gesetze entziehen, daß wir frei vom Gesetze sein wollen, eben dadurch machen wir auch, daß andere ebenfalls in Rükksicht auf uns sich nicht an die Gesetze halten, und denselben zu wider uns mißhandeln, uns beschädi-

gen. Die Sache ist wichtig genug um weitschichtiger auseinander gesetzet zu werden. Darf ich Rache suchen an dem, der mich beleidiget hat; so wird sich auch ein anderer an mir rächen, den ich wider meinen Willen beleidiget habe. Darf ich einen andern um mich zu erheben von seiner errungenen Höhe stürzen, so darf auch ein anderer, der mich meines Amtes, meines Ansehens, meiner Würde wegen beneidet, mich stürzen um sich zu erheben: so wird es der Dritte, so der Vierte machen. Was muß daraus entstehen? Was anderes als Unterdrükkung der Schwächeren, der Trugloseren, der Besseren? Grössere Stärke und schlauere List würde die Oberhand gewinnen, und die unschuldigen Schwachen würden unterliegen müssen. Aber auch selbst die Stärke und Starkmuth würde der Schlauigkeit oft weichen müssen, und bald wiederum würde die Stärke über die Schlauigkeit die Oberhand erhalten.

Sehet also, wie weit euch eine Freiheit von Gesetzen, eine wahre Zügellosigkeit führen würde. Ich frage euch nun, meine

geliebteste Zuhörer, ist eine solche Freiheit für einen vernünftigen Menschen nur wünschenswerth? Würden wir uns bei einer solchen Freiheit wohl besser befinden, als ohne dieselbe? Oder habt ihr vielleicht einen Zweifel an dem, was ich gesaget habe? Glaubet ihr vielleicht, die Folgen einer solchen Ungebundenheit seie nicht so schrekklich, als ich sie geschildert habe? O mein Gott! seid ihr dann so sehr Fremdlinge in allem dem, was Gottes Ehre und das Heil der Seelen betrift, daß ihr euch hievon nicht einmal überzeugen könnet? Seid ihr so sehr Fremdlinge in dem, was in unsern Tagen vor unseren Augeu geschieht? Seid ihr so sehr Fremdlinge in dem, was uns die alten Geschichten von solchen Fällen erzählen, in denen man angefangen hat, sich frei, und öffentlich den Gesetzen zu entziehen? Finden wir nicht damals eben sowohl, als jetzt nichts anderes als tausend Unordnungen, Gewaltthätigkeiten, Unterdrükkungen der Unschuldigen, Verheerungen der schönsten Gegenden und Oerter, Raubereien, Diebstähle und Morthaten? Könnten wir uns

vernünftiger Weise etwas anders verspre=chen, als ähnliche Greuelthaten, wenn uns der Schwindelgeist unsern Kopf ver=wirrte, und uns eine so elende Freiheit zu suchen antriebe? O Gott bewahre uns durch deine Gnade von einer solchen Freiheit, bei der uns nichts anders als das größte Elend zu Theile werden kann. Bewahre uns O Gott von einer solchen Freiheit, die so viel Uibels über die Menschen zu bringen fä=hig ist.

O wie wohl erkennen wir die Wahr=heit dessen, was uns die Schrift saget! **Selig ist der Mann,** sind ihre Worte, **der das Joch von seiner Jugend an zu tragen pfleget!** Selig ist der Mann, der sich von seiner Jugend auf nur nach den Gesetzen sei=ner Obrigkeit zu richten angewöhnet hat; selig ist der Mann, der mit der Freiheit des Menschen, des Bürgers, des Christen zu=frieden, keine grössere Freiheit mehr verlan=get; viele Vortheile werden ihm zu statten kommen. Wahr ist es, ich gestehe es euch gern ein; es kömmt der Leidenschaft hart an sich allzeit zu bezähmen; den Willen eines

andern stäts zu seiner Richtschnur zu machen; jedermann möchte gerne selbst über andere herrschen: allein diese Schwierigkeit werdet ihr, meine Lieben, leicht überwinden, wenn ihr bedenket, daß es euch grosse Nachtheile verursachen würde, wenn ein jeder im Staate thun könnte, was ihm beliebte; und wäre das einem erlaubet, so müßte es einem jeden erlaubt sein; wenn ihr bedenket, daß eben diese Beschränkung eures Willens, oder, daß ich besser sage, eurer Leidenschaften für euch ein wahrer Nutzen seie. Wer wird nicht zur Erringung wichtiger Vortheile gern einige Schwierigkeiten überwinden wollen? Aber auch diese Schwierigkeiten sind so groß nicht, als es einige glauben; oder als sie uns einige vormahlen wollen. Ist eine Schwierigkeit dabei, so ist sie nur im Anfange; wer bei Zeiten Hand anleget, wird dieselbe leicht überwinden; wer sich den ersten Aufwallungen der Leidenschaft widersetzet, wird dieselben so sehr schwächen, daß sie mit weniger Kraft zurükkehren werden, und so wird der zweite Sieg viel leichter, und noch leich-

ter der dritte zu stehen kommen. Die Schwierigkeiten werden vom Tage zu Tage abnehmen, bis sie endlich gar werden verschwunden sein. Das ist es eben, was die oben angeführten Schriftworte sagen wollen: **Selig ist der Mann, der das Joch von seiner Jugend an zu tragen pfleget.** Selig ist er, weil er sich und andern viele Vortheile verschaffet; Ruhe und Sicherheit erwirbt; selig ist er, weil er dieses ohne viele Schwierigkeiten bewirket. Wer weiß dann nicht, daß das Beschwerlichste weit weniger beschwerlich wird, wenn es zur Gewohnheit wird. Wie hart kömmt es einem feurigen Jünglinge an eine Stunde still und ruhig zu sitzen; überwindet er sich das erste Mahl, das zweite Mahl, das dritte Mahl, dann bringt er es bald so weit, daß er dabei gar keine Beschwerlichkeit mehr gewahr wird; daß er endlich daran gar sein Vergnügen findet. Dieses ist die Macht einer anhaltenden Gewohnheit. Schwierigkeiten demnach können uns nicht abschrekken, wenn sie auch noch so groß sind, von der Haltung der Gesetze und Verordnungen,

die uns von unsern rechtmässigen Obrigkeiten gegeben werden; sie können uns zu keinem Vorwande dienen, eine Freiheit zu wünschen, und nach selber zu trachten, die nur zum Nachtheile anderer Menschen, und eben dadurch auch zu unserem eigenen Nachtheile dienen würde. So schädlich sie uns wäre, so nützlich ist es für uns, wenn wir sie nicht haben: wer wird sie wünschen zu besitzen? Wer wird sich bestreben, sie zu erlangen?

Beschluß.

O so denket also, meine Christen, niemals auf eine so schädliche Freiheit; niemals soll sie der Gegenstand eurer Wünsche; niemals der Beweggrund eurer Handlungen sein! Sie ist nicht die Freiheit eines vernünftigen, eines gesitteten Menschen; eines rechtschaffenen Christen; sie ist die Freiheit des Sünders; und ihr werdet euch doch nicht unter die Zahl der Sünder rechnen wollen. Nur seiet behutsam, daß ihr euch nicht durch das Geschwätz anderer, die nur

die Schuldlosen zu verführen bemühet sind, in Irrthum stürzen, zu einem eiteln und bösen Wunsche verleiten lasset. Solche Menschen brauchen nur zu viele Arglistigkeiten, um ihre Meinung andern einzuflößen; sie verdrehen die Wahrheit; verfälschen alle Grundsätze; erdichten Begebenheiten, die niemals Statt hatten, nur um andern den Gedanken beizubringen, daß es besser seie, frei von allen Gesetzen, frei von allem Joche, frei von allen Banden zu sein; sie verbergen mit Sorgfalt alles, was die ächte Wahrheit im reinen Lichte einem jeden zeigen könnte, und wissen die bösen Folgen ihrer Afterfreiheit so zu bemänteln, und so sehr einer andern Ursache zuzuschreiben, daß daß man glauben sollte, i · wahre Glükkseligkeit seie nur bei jener Freiheit zu finden, die sie zu wünschen scheinen, aber vielleicht, aber meistentheils selbst nicht wünschen.

Glaubet mir, solche Menschen sind Bösewichte, denen es wenig Kummer machet, ob ihr frei oder gezwungen handelt; ihnen gilt es gleichviel, andern mag es gehen, wie es immer will, wenn es nur ihnen nach

dem Wunsche ihres verderbten Herzens geht. Bei einer regelmässigen Freiheit, und einem aus billigen Gesetzen entspringenden mässigen Zwange können sie ihrem Muthwillen keinen freien Lauf lassen; sie müssen sich so wie alle andere Menschen im Zaume halten, ihren Leidenschaften allen Ausbruch verwehren, und so, wie alle übrigen Menschen regelmässig leben. Wenn sie aber die Gemüther auf ihre Seite lenken, die Denkungsart so stimmen könnten, daß alles nach einer so unregelmässigen, verwerflichen Freiheit sich sehnete, hoffen sie die Verwirrung, die dann gewiß entstehen würde, zu ihrem Vortheile zu benutzen; sie hoffen gänzliche Freiheit, Zügellosigkeit und ungehinderte Macht nach ihren Leidenschaften zu handeln sich zu verschaffen, nnd euch und alle andere, die nicht so listig, so stark, so mächtig als sie sind, sich zu unterwerfen, und der natürlichen Freiheit zu berauben. Euch wollen sie nicht frei machen, nur sich gesetzlos; euch wollen sie nicht einem Drukke entziehen, vielmehr ist ihre Meinung sich zu Herren über euch, als über ihre Sklaven zu

erheben. Hat uns die Geschichte nicht hievon tausende Beispiele hinterlassen? War wohl jemals ein Empörer wider seinen Monarchen, der nicht dem Volke, um es auf seine Seite zu bringen, goldene Freiheit versprochen hätte? Welcher aber hat sein Versprechen noch gehalten, oder hat es nur halten können? Welcher hat nicht das Volk betrogen; hat es nicht unterjochet?

O so begnüget euch dann, meine liebsten Zuhörer, mit der Freiheit, die euch der Schöpfer sammt der Natur mitgetheilet hat; die der Staat euch als seinen Gliedern schenket; die Christus euch als seinen Nachfolgern anträgt, und fliehet die Freiheit, die ihr nur als Sünder, nur als Bösewichte haben könnet. Fliehet diese schädliche, diese verderbliche Freiheit, und Gott wird euch einstens in die Freiheit seiner Kinder, seiner Lieblinge aufnehmen; in eine Freiheit, die mit ewiger Glorie verbunden ist. Amen.

Rede

bei der feierlichen Einführung eines Pfarrherrn in seine Pfarre.

Gehalten in der Stadt Libau in Mähren, im Jahre 1790.

Text. Wer zur Thüre hineingeht, der ist ein Hirt der Schafe. — Die Schafe hören seine Stimme, und er ruft seine Schafe mit ihrem Namen; — wenn er aber seine Schafe ausführet, so geht er vor ihnen her, und die Schafe folgen ihm nach Johannes 10. Hauptst. 2. 3. und 4. Vers.

Eingang.

Die angeführten Worte des Erlösers zeigen uns meine Christen zur Genüge an, was für Pflichten die Seelensorger auf sich haben; zeigen uns an, was wir von ihnen zu erwarten haben. Er, dieser göttliche Erlöser

lehrte seine Jünger Geheimnisse, das ist, Wahrheiten, welche die menschliche Vernunft niemals für sich allein würde entdekket haben; Er brachte ihnen wahre Begriffe von der Wesenheit, Allmacht, Gerechtigkeit, Weisheit und anderen Eigenschaften Gottes bei, die sonst der menschliche Verstand niemals so rein würde haben erhalten können; Er zeigte ihnen die Bestimmung der menschlichen Natur für eine künftige glükkselige Ewigkeit, die vorher in einer tiefen Dunkelheit eingehüllet, dem Menschengeschlechte ganz unbekannt war; Er lehrte sie den Willen Gottes erkennen, und trug ihnen in klaren Worten vor, was Gott den Menschen gebiethet, und verbiethet. Nicht zufrieden so erhabene Kenntnisse seinen Jüngern, die mit Ihm vereiniget, so zu sagen, eine Familie ausmachten, beigebracht zu haben wollte Er, daß alle diese Kenntnisse zu ewigen Zeiten sollten gelehret, und geprediget werden: darum befahl Er einigen aus seinen Jüngern, daß sie alle die Wahrheiten, die Er ihnen nur in das Ohr, nur im Geheim, gesaget hatte, auf den Dächern, und öffentlich

predigen sollten. Lehret alle Völker, sprach Er zu ihnen, lehret sie halten alles, was Ich euch gebothen habe. Er gab ihnen auch den Befehl und die Vollmacht, daß sie sich Nachfolger wählen sollten, welche ihre Lehren fortführen; ihre Macht ausüben, und wiederum andere Nachfolger bis auf ewige Zeiten stellen könnten.

Diese Nachfolger der Apostel nennet Christus Hirten; diese nennen wir in unseren Zeiten Seelensorger. Christus zeiget in den Worten, die ich zum Vorspruche meiner heutigen Rede gewählet habe, die Pflichten dieser Hirten; Er zeiget also die Pflichten der Seelensorger an. Wir erkennen also aus den angeführten Worten, was wir von einem Seelensorger eigentlich, und mit vollem Rechte erwarten können. Kann ich bei der heutigen Feierlichkeit einen schicklicheren Gegenstand für meine Rede wählen? Ihr seid heut hier versammelt, damit euch euer gegenwärtiger Seelensorger zum ersten Male feierlich vorgestellet werde. Er soll in Hinkunft das Heil eurer Seelen besorgen. Was könnet ihr also von ihm erwarten?

Was fordert sein Stand in Ansehung euer von ihm? Ich weiß, wie viele Menschen von einem Seelensorger fordern, was sie nicht verlangen können; wozu er nicht verbunden ist; was er oft sogar nicht einmal zu leisten im Stande ist. Ich will also in heutiger Rede die eben gesetzte Frage beantworten, in zweien Theilen derselben. Ich zeige also erstens, was ein Christ von seinem Seelensorger erwarten kann, und erwarten soll; dieses im ersten Theile: ich zeige zweitens, was ein Christ von seinem Seelensorger nicht mit Rechte fordert; dieses im zweiten Theile. Beide Theile enthalten wichtige Lehren für euch, meine Christen: ich verspreche mir darum eure geneigte Aufmerksamkeit. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Was kann also ein Christ von seinem Seelensorger mit Rechte erwarten? Was erwartet man von einem jedweden Andern? Billig läßt sich erwarten, läßt sich fordern, daß jedweder seine Schuldigkeit erfülle. Eben

das haben wir auch das Recht von einem Seelensorger zu erwarten, daß er seinem Amte getreu bleibe; daß er die mit seinem Amte verbundenen Pflichten erfülle; daß er alle seine Schuldigkeiten, die ihm Jesus Christus vorgeschrieben hat, beobachte. Das nur könnet ihr mit Rechte erwarten. Welche sind dann aber die Pflichten des Seelensorgers? Können wir ihm einige auflegen, die er nicht hat? Oder hangen sie von der Willkühr eines Menschen ab? Oder kömmt es bei ihrer Bestimmung auf unsere Einbildung an? Nein, meine Christen, die Pflichten des Seelensorgers sind von dem Erlöser selbst bestimmt: Er hat dieses Hirtenamt eingesetzet; Er hat die Schuldigkeiten, die mit selbem verbunden sind, klar angezeiget; die oben aus dem Evangelium Johannis gezogenen Worte enthalten dieselben ganz deutlich: wir wollen dieselben durchgehen und genau betrachten, und wir werden finden, daß sie gerade folgen aus der Natur des Seelenhirtenamtes selbsten.

Der Seelensorger ist der Hirt unserer Seelen: wie ein Hirt seine Schafe weidet

auf einer Flur, wo sie nur nützliche Nahrung findet; wie er sie vor allen Feinden, vor allen Räubern, vor dem reissenden Wolfe bewahret; wie er sie stäts versammelt hält, und niemals aus seinen Augen läßt; wie er, wenn er sie in eine noch unbekannte Gegend führet, vor ihnen hergeht: so muß sich auch auf gleiche Art der Seelensorger gegen seine Schafe, gegen die Seelen seiner Pfarrkinder betragen. Er muß ihnen geistliche Weide, geistliche Nahrung verschaffen; er muß ihnen das Brod des Lebens brechen. Was will aber dieses sagen? Gleichwie der Körper durch natürliche Speise genähret und erhalten wird, so wird auch die Seele ernähret und erhalten durch das reine und unverfälschte Wort Gottes. Dieses Wort nennet Christus selbsten bei dem Evangelisten Johannes eine Speise; da Er zu seinen Jüngern, die Ihm Speise eben damals reichen wollten, als Er dem samaritanischen Weibe seine himmlische Lehre vortrug, sprach: **Ich habe jetzt eine Speise vor Mir, die ihr jetzt noch zu wenig, die ihr nicht kennet.** Diese Speise, diese Nah-

rung unserer Seelen müssen wir von dem Seelensorger erwarten. Es ist die Pflicht desselben diese Speise denen zu reichen, die seiner Obsorge anvertrauet sind. Es ist seine Pflicht: denn da er ein Nachfolger der Apostel ist, so hat er gegen sein Pfarrvolk alle jene Pflichten, welche der Heiland den Aposteln gegen die ganze Welt aufgeleget hat. Den Aposteln ist befohlen allen Menschen das Evangelium, die frohe Bothschaft von dem nahen Reiche Gottes zu verkündigen; alle Menschen den Willen Gottes, die Gebothe Gottes zu lehren: es ist also die Pflicht des Seelensorgers seinen Schäflein eben dieses Evangelium zu predigen; eben auch sie zu lehren alles dasjenige halten, was Christus vorgetragen hat.

Und diese Pflicht der Seelensorger gründet sich auf die Worte meines Kanzelspruches. Wer zur Thüre hineingeht, saget Jesus, wer zur Thüre hineingeht, der ist der wahre, der eigentliche Hirt der Schafe. Was durch die Thüre hier verstanden wird, das erkläret Jesus selbst, wenn Er von Sich spricht: Ich bin die Thüre. Jesus ist die

Thüre, durch welche die wahren Hirten zu ihren Schafen kommen; sie kommen durch diese Thüre zu den Schafen, wenn sie denselben die Lehre Jesu vortragen; den Willen Gottes ankündigen, und sie die Gebothe Gottes beobachten lehren. Dieses ist demnach ihre Pflicht; diese müssen sie erfüllen: damit die Schafe ihre Stimme hören können. Die Schafe von der Heerde Christi sollen die Stimme ihres Hirten hören: er muß sie also erschallen lassen. Die Schafe sollen die Geheimnisse des grossen Gottes aus seinem Munde hören: er muß ihn also öffnen, dieselben vorzutragen. Die Schafe Christi sollen von ihm vernehmen, was sie thun; was sie lassen sollen: er muß es sie also lehren. Dieses können also Schafe von ihren Hirten mit Rechte erwarten. Ja meine Christen, ihr könnet von einem Seelensorger mit bestem Rechte erwarten, daß er euch die reine Lehre Jesu unverfälscht vortrage sowohl in Ansehung dessen, was ihr zu glauben, als auch in Ansehung dessen, was ihr zu befolgen habt.

Dieses ist das erste Stükk, was ihr zu erwarten habt; was ihr aber auch nicht vergebens erwarten werdet. Euer Seelensorger, der euch heut feierlich vorgestellet wird, sehnet sich nach Gelegenheiten euch nützliche Lehren vorzutragen; und er wird keine einzige unbenuzet vorbeistreichen lassen. Aber auch er erwartet von euch, daß ihr auf seine Lehren aufmerksam seiet; sie eurem Gedächtnisse tief eindrükket; sie im Werke befolget. Das erwartet er von euch mit vollem Rechte. O meine Christen, werdet ihr seine Erwartung nicht täuschen? Gebe Gott, daß ihr allzeit fleissige Anhörer des Wortes Gottes, das euer Seelensorger euch vortragen wird, seiet; aber nicht nur allein fleissige Anhörer, sondern auch eifrige Vollführer desselben!

Das zweite Stükk, was ihr von eurem Seelensorger erwarten könnet, ist die gehörige Ausspendung der Sakramente. Diese ist die zweite Pflicht eines jeden Seelenhirten. Die Schrift zeiget uns diese Pflicht klar genug an. Paulus, da er von sich und andern Seelensorgern redet, saget, daß

Gott sie zu Verwaltern und Ausspendern der Geheimnisse Gottes, das ist, der heiligen Sakramente bestellet habe. Der Seelensorger ist da, daß er die neugebohrnen Kinder in der Taufe von der ererbten Makkel der Sünde reinige, und in die Kirche als Glieder derselben einverleibe; er ist da, damit er dem vom Lasterwege zur Tugend mit Reue zurükkehrenden Sünder im Namen Jesu die Sünden nachlasse; er ist da, damit er die übrigen Sakramente, das Sakrament des Altars, der Krankenölung, der Einsegnung der Neuverlobten verwalte: ihr könnet also von ihm die Verwaltung dieser heiligen Sakramente mit Rechte erwarten; mit Rechte verlangen. Er ist aber auch hierzu bereit; nur erwartet er von euch, und er hat das Recht es zu erwarten, daß ihr sie theils zu rechter Zeit verlanget, theils aber auch sie nicht von jenen verlanget, die nicht eure Seelensorger sind. O meine Christen, glaubet mir, es muß einem Seelensorger äusserst unangenehm sein, wenn er allzeit bereit ist, das, was er kann, zum Seelenheile seiner Schafe beizutragen, und die-

se sich andern Hirten, zu deren Heerden sie nicht gehören, dennoch anvertrauen, und fremde Weide suchen. Es muß einem Seelenhirten schmerzlich fallen, wenn er keine Zeit, kein Ungewitter, keine Gefahr oder Widerwärtigkeit scheuet, sobald er einem Kranken beizustehen hat, und dennoch erfahren muß, daß er nur dann erst gerufen wird, wann seine geistliche Hilfe beinahe schon nichts mehr nutzen kann! Thuet also in Rükksicht der heiligen Sakramente der Kirche, was euer Seelenhirt von euch nach aller Billigkeit erwartet, so wird auch er das thun, was ihr in Rükksicht eben dieser heiligen Sakramente von ihm erwarten dürfet.

Es ist aber noch ein drittes Stükk übrig, welches ihr ebenfalls von dem, der für eure Seelen zu sorgen bestimmt ist, mit allem Fuge und Rechte erwarten könnet; welches er aber gewiß euch auch leisten wird. Und was ist das für ein Stükk? Es ist das tugendhafte beispielvolle Leben, das der Ausdrukk seiner Lehren sein soll, durch das er euch zeigen soll, wie ihr zu leben: wie

ihr seinen Lehren nachzukommen habt; dem ihr sicher nachfolgen könnet. Dieses Stükk könnet ihr von eurem künftigen Seelensorger um so viel sicherer erwarten, als er bereit ist seine Pflicht gehörig zu erfüllen. Und glaubet ihr nicht, daß er es für seine Pflicht halte seinen Schafen; seinen geliebten Schafen das Muster eines christlichen Tugendwandels zu werden? Glaubet ihr er wisse nicht, daß das, was Paulus dem Timotheus vorschreibt, allen Seelensorgern vorgeschrieben seie? Sei ein Muster der Gläubigen in der christlichen Liebe; in Umgange, in allen Tugenden. Diese Pflicht ist es eben, was durch die in meinen Vorspruche angeführten Worte Jesu angezeiget wird. Der Hirt, der Seelenhirt wenn er seine Schafe ausführet, wenn er sich in Mitte seiner gläubigen Heerde befindet, geht vor ihnen her, leuchtet ihnen in allen Tugenden vor, und sie folgen ihm durch ein eben so tugendhaftes Leben nach. Ja liebste Christen, die Erfüllung dieser Pflicht könnet ihr von eurem Seelensorger erwarten; und ihr erwartet sie gewiß nicht vergebens.

Aber wozu erwartet ihr die Erfüllung dieser Pflicht von ihm? Warum wollet ihr, daß eure Seelensorger in allen Tugenden euch vorleuchten sollen? Warum lärmet ihr, wenn ihr zuweilen einen Seelensorger sehet, der von Leidenschaften dahingerissen, bald diesen bald jenen Fehltritt begeht? Von eurem Seelensorger habt ihr freilich das nicht zu befürchten: aber warum verlanget ihr die Erfüllung dieser Pflichten von jedem Seelensorger? Lasset mich anf diese so wichtige Frage anstatt eurer antworten. Ihr habt keine andere Ursache dieses zu verlangen; dieses zu erwarten, als damit ihr einem so tugendhaften Leben nachahmet; damit ihr das Gute, welches ihr eure Seelensorger ausüben sehet, auch ausübet. Dieses ist es aber auch, was ein jeder Seelensorger von seiner Heerde erwartet; dieses ist es, was auch der eurige von euch, meine liebsten Zuhörer, erwartet. Werdet ihr seine Erwartung nicht täuschen? Werdet ihr seinen guten Beispielen nicht folgen? O, wenn ihr nicht folgtet, ihr würdet eure eigenen Feinde; Feinde eurer Seele sein.

Zweiter Theil.

Sehet also, meine Lieben, was ihr von eurem Seelensorger mit Rechte und Billigkeit erwarten könnet: es sind drei Stükke: daß er euch die reine Lehre vortrage; daß er euch die heiligen Sakramente ausspende; daß er euch mit einem tugendhaften Leben vorleuchte. Er wird diese Pflicht gewiß erfüllen: aber mehr muß man auch nicht von einem Seelensorger verlangen; wer mehr verlanget, ist unbillig. Ich habe es schon erinnert. Niemand kann einem Stande, den Christus eingesetzet hat, Pflichten vorschreiben, die Er nicht vorgeschrieben hat, wenn nicht Christus selbst hierzu Vollmacht ertheilet hat, und dennoch giebt es Menschen, die von Seelensorgern Sachen verlangen, die doch von dem Erlöser nicht sind vorgeschrieben worden; die selbst jene Seelensorger lästern, die ihren unbilligen Forderungen, ihren unrechtmässigen Erwartungen nicht Genüge leisten: wer hat ihnen hierzu Vollmacht gegeben? Könnte ein elenderer Stand sein als der Stand der

Seelensorger, wenn es jedem. dem es nur einfiele, frei stünde ihm Gesetze vorzuschreiben, Pflichten aufzulegen, Forderungen an ihn zu machen, die keinen Grund in der göttlichen Schrift haben? Ich hoffe zwar nicht, meine lieben Christen, daß ihr zu einer solchen Unbilligkeit geneigt seid: allein ist es nicht möglich, daß ihr von andern dazu verleitet werdet? Ist es nicht möglich, daß ihr durch das Geschwätz anderer wenigstens in euren Gedanken wankend gemacht werdet? daß euch doch ein Zweifel einfalle, es könnte dennoch sein, daß der Seelensorger noch andere Pflichten habe, die mit diesen dreien nicht verbunden sind? Weil nun das wenigstens möglich ist, so erlaubet mir, daß ich einige Worte mehr über solche unbillige Forderungen, und ungegründete Erwartungen rede. Ich lege sie euch nicht zur Last; ich behaupte nicht, daß ihr unter der Zahl jener seid, die sich derselben schuldig machen: ich will nur verhüten, daß ihr niemals verleitet werdet die Zahl derselben zu vermehren. Handle ich also etwann unrecht? Gewiß nicht.

Nun so lasset uns sehen, was man dann von Seelensorgern für unbillige Erwartungen sich zu machen pfleget. Man will, ein Seelensorger soll niemals einen Lohn seiner Arbeiten nehmen, oder verlangen; alles soll er unentgeltlich thun; er soll das niemals fordern, niemals begehren, was ihm zu seinen Einkünften selbst die Landesfürstlichen Gesetze eingeränmet haben. Ist diese Forderung nicht höchstens nnbillig? Ist sie nicht selbst dem Rechte der Natur zuwider? Wer kann eine solche Forderung machen? Hat Christus das, was hierin enthalten ist, den Priestern und Seelenhirten jemals als Pflicht auferleget? So sagen zwar einige, aber nicht mit Grunde. Saget Er nicht, wenn Er von den Verkündern des Evangeliums redet: **Der Arbeiter ist seines Lohnes**, ist der Belohnung würdig? Was sagte Er zu seinen Aposteln, da Er sie in alle Welt sandte, das Evangelium vom Reiche Gottes in allen Orten zu verkündigen? Er befahl ihnen, sie sollten, so oft sie in ein Ort kämen, in selbem bleiben, so lange sie dort Gelegenheit hätten ihr Predigtamt fortzu-

führen; Er setzte hinzu, sie sollten nicht von einem Hause in das andere laufen, sondern in jenem bleiben, in welches sie gleich vom Anfange gezogen waren: aber setzet Er dann auch hinzu, daß sie nichts annehmen sollten von denen, die im Hause sind? Nein! Er saget vielmehr, sie sollten essen und trinken, was sie bei denselben finden würden. Können wir mehr von den Seelensorgern unserer Zeiten fordern, als Christus von seinen Jüngern gefordert hatte? Sind sie nicht Nachfolger der Apostel? Sie können also keine schwerere Pflichten auf sich haben.

Allein, wird vielleicht einer oder der andere denken, sie sollten ja Beispiele der Uneigennützigkeit geben: wären sie aber wahrhaft uneigennützig, könnten sie wohl einen Lohn für ihre Arbeiten verlangen? Hat man nicht Recht sich über den Mangel der Uneigennützigkeit bei ihnen zu beklagen. Aber wie irrig sind diese, die so denken, in dem Begriffe der Uneigennützigkeit! War jemals ein uneigennützigerer Mensch, als Paulus? Hat er aber bei aller seiner Uneigennützigkeit wohl geglaubet; hat er gelehret, man

solle bei apostolischen Arbeiten dem Anspruche auf zeitliche Güter, auf die Nahrung des Körpers gänzlich entsagen? O bei Weitem nicht. Er zeiget im Gegentheile, daß der apostolische Arbeiter mit Rechte zeitliche Nahrung von denen fordern könne, denen er die himmlische Speise des göttlichen Wortes ausspendet. Was ist es dann Grosses, saget er, wenn wir von euch körperliche Güter einärnten, da wir für euch geistlichen Samen ausstreuen? Paulus saget das nicht, als wenn er sich seinen Unterhalt von den neubekehrten Christen reichen liesse. Nein! Er arbeitete mit seinen Händen, um sich denselben zu erwerben: aber er redet von dem Rechte, das er hatte, sich denselben reichen zu lassen; von dem Rechte, das er wirklich hatte, dem er aber freiwillig entsagte. Hatte also Pauln̄s ein Recht von denen, die er lehrte, Nahrung zu suchen, so hat es auch jeder Seelensorger: wie kann man demnach es ihm als einen Fehler anrechnen, wenn er sich seines Rechtes, seines vollen Rechtes bedienet? Wie kann man

fordern, daß er sich desselben nicht bedienen sollte?

Aber nenne man ja doch den nicht eigennützig, der sich seines Rechtes bedienet. Der Eigennutz ist nur da zu finden, wo man sich Vortheile mit dem wahren Schaden seines Nebenmenschen zu verschaffen sich bemühet. Ist dann aber da ein wahrer Schaden zu nennen, wo man von einem das verlanget, was er zu geben verpflichtet ist? Niemand, oder fast Niemand giebt gerne etwas von dem weg, was er besitzet; auch wenn er es geben muß, Folget nun aus dem, daß einer etwas nicht gerne weggiebt, daß der andere es nicht fordern solle? Oder folget daraus, daß derselbe einen wahren Schaden leide? Keines aus beiden: denn nur der leidet wahren Schaden, den man zwinget etwas wegzugeben, was er nicht verpflichtet ist hinwegzugeben. Ein jeder aber ist verpflichtet das hinwegzugeben, was der andere zu fordern berechtiget ist. Der Seelensorger also, der die von Gesetzen ihm zustehende Gebührnisse fordert, ist nicht eigennützig; handelt nicht pflichtwid-

rig; und der, der sie ihm ausser dem Falle einer wahren Nothdurft verweigert, oder ihm seine Forderung zum Fehltritte anrechnet, handelt höchst unbillig, und ungerecht. Rechtschaffene Pfarrkinder können daher von ihrem Seelensorger nicht ohne größte Unbilligkeit erwarten, daß er bei seinen apostolischen Arbeiten Verzicht auf seinen Unterhalt, auf seine körperliche Nahrung, auf die ihm von den Landesgesetzen selbst ausgemessene Gebührnisse machen sollte.

Zwar ist es möglich, und — warum sollten wir dann nicht aufrichtig genug sein die Wahrheit zu gestehen? — es geschieht wirklich zuweilen, daß einer oder der andere weiter geht, als er wirklich gehen sollte: allein was folget daraus? Der fehlet, der seine Gränzen überschreitet; der fehlet, der was verlanget, wozu er nicht berechtiget ist; der fehlet, der von dem noch seine Gebührnisse fordert, dessen Noth vielmehr Unterstützung verlanget: aber der, der sich an sein Recht hält, so lange nicht eine wichtige Pflicht entgegen läuft; der das fordert, was ihm gebühret, aber auch das leistet,

was andern gebühret, der fehlet nicht. Wenn aber einige wenige fehlen: soll man auch verlangen, daß selbst die Schuldlosen; selbst die, die nicht gefehlet haben, sich ihres Rechtes begeben sollten? Das wäre eine ungereimte, eine gar zu unbillige Forderung; gar zu unbillige Erwartung.

Eben so wenig können wir erwarten oder verlangen, daß ein Seelensorger sich aller Bequemlichkeiten; aller Ergötzlichkeiten entschlagen sollte. Bequemlichkeiten, und lautere Ergötzlichkeiten sollten den Seelensorger untersaget sein? Warum dann? In welchem Gesetze sind sie ihm dann untersaget? Wo haben wir einen Grund in der Schrift das zu sagen? Wo finden wir einen Grund ausser der Schrift? Nur in der Denkungsart eines neidischen oder sonst boshaften Menschen könnte der Grund liegen. Sind dann nicht die Bequemlichkeiten und Ergötzlichkeiten einem Menschen eben so nothwendig zur Gesundheit und Lebensunterhalt, als die Nahrungsmitteln? Aber eben dieses ist auch die Ursache, warum ich über diesen Gegenstand nicht weitschichtiger rede, und

mich für versichert halte, daß ihr, liebste Christen, auch diese und andere ähnliche Forderungen an euren Seelensorger nicht machen werdet; daß ihr einsehet, wie unbillig ihr handeln würdet, wenn ihr erwarten wolltet, daß eure Seelensorger alle Bequemlichkeiten und Ergötzlichkeiten ohne Noth, ohne wichtige Ursache verlassen sollten.

Beschluß.

Nun also meine Christen, erwartet immer von eurem Seelensorger das, wozu ihn das Gesetz Jesu verbindet, wozu ihn euer Seelenheil auffordert: aber machet niemals solche Forderungen, die ihm der oberste Hirt der Seelen Jesus Christus nicht aufleget; verlanget nicht, daß er Rechte, die ihm die Natur selbst zugestanden hat, und deren er sich ohne Nachtheil eures Seelenheiles gebrauchen kann, bloß darum entsagen sollte; weil es einigen unwissenderen, oder boshafteren Menschen einfällt, oder einfallen könnte, daß er ihnen entsagen sollte. Aber dagegen trachtet vielmehr ihr jenen Erwartun=

gen, die er sich mit Rechte von euch machen kann, genug zu thun. Seiet aufmerksam auf jene Lehren, die er euch geben wird; wohnet fleissig bei dem öffentlichen Unterrichte, den er halten wird; folget den Ermahnungen, die er an euch machen wird; schenket ihm euer ganzes Zutrauen; vertrauet ihm die geheimen Wunden eurer Seelen an; fraget ihn um Rath bei zweifelhaften Fällen; überlasset euch nur seiner Leittung; ahmet seinen Tugenden nach; folget den guten Beispielen, die er euch in allen Umständen geben wird: mit einem Worte, seiet gute Schafe, und betraget euch gegen ihn, wie gegen einen guten Hirten, und er wird auch alle Pflichten eines guten Hirten erfüllen. Ich weiß, er wird ehe mehr thun, als zu wenig, und er wird euch niemals gegründete Ursache geben, euch über etwas zu beschweren: nur machet ihr, daß nicht er Ursache finde, in Geheim über euer sittliches Verderben zu seufzen. Erfüllet eure Pflichten als gute Schafe, die ihren Hirten kennen, und ihm nachfolgen; erfüllet sie allzeit, damit er einstens, an jenem fürchterlichen

Tage, an dem Jesus der Heiland die Welt richten wird, euch diesem obersten Hirten vorstellen, und mit euch in den unermäßlich herrlichen Schafstall des himlischen Vaters, in die ewige Freuden einziehen könne Amen.

Eine andere Predigt

bei einer ähnlichen Gelegenheit;

gehalten zu Vischau am Steinfelde in Oesterreich unter der Ens.

Text. Ich kenne meine Schafe, und die Meinigen kennen Mich. Joh. 10. Hauptst. 14. Vers.

Eingang.

Feierlich ist der Tag, der heut von den gesammten Gliedern der gegenwärtigen Pfarrgemeinden begangen wird. Vor wenigen Wochen begrubet ihr meine Christen, euren Hirten, euren Lehrer, euren geistlichen Vater nicht ohne Thränen der Wehemuth und des Schmerzens, und heut sehet ihr seine Stelle wiederum mit einem andern Priester besetzet, der in Hinkunft für euer geistliches Wohl sorgen wird. Er ist be-

stimmt euch die Wahrheiten des Heils vorzutragen, euch zu lehren, was ihr zu glauben habt, und wie ihr euer ganzes Leben in allen Umständen einzurichten habt, wenn ihr selig werden wollet; er ist bestimmt eure Kinder durch das Sakrament der Taufe zu Gliedern der Kirche zu machen, und ihnen das Recht zu ertheilen, daß sie Theil an den Verdiensten aller Gläubigen, an den Verdiensten aller der Seligen, die schon im Himmel mit Christo herrschen, an den Verdiensten des Erlösers Jesu Christi selbsten Theil nehmen können; er ist bestimmt euch im Sakramente der Busse den Weg zu zeigen, wie ihr euch mit Gott, den ihr durch Sünden von euch abgewendet habt, wiederum aussöhnen, und anstatt der verdienten Strafe seine Gnade und Barmherzigkeit erlangen könnet; er ist bestimmt, euch in dem bedenklichsten Punkte eures Lebens, in den letzten Stunden beizustehen, euch mit seinem Troste zu unterstützen, euch die Anstalten zur Reise in die lange Ewigkeit zu erleichtern, mit einem Worte, er ist bestimmt, euer Seelenheil zu besorgen.

Aber, wie kann ein Priester dieser seiner Bestimmung nachkommen, wenn ihr auf eurer Seite ihm Hindernisse im Wege leget, und euch nicht so betraget, daß seine Sorge bei euch wirksam sein könne? Ja meine Christen, wenn er seine Bestimmung erfüllen soll, so müsset auch ihr das Eurige beitragen, daß er es thun kann. Ihr habt also auch in dieser Rükksicht einige besondere Pflichten auf euch, die ihr nicht vernachlässigen könnet, ohne euren Seelensorger in der Ausübung seiner Pflichten zu hemmen, und eurem Seelenheile zu schaden. Ihr habt also auch Pflichten gegen euren Seelensorger zu beobachten; Pflichten, die aber auch zum Besten eurer eigenen Seelen abzwekken. Welche sind denn aber diese Pflichten? Woher könnet ihr sie erkennen? Diese sind zwei Fragen, deren Beantwortung den Gegenstand meiner heutigen Rede ausmachet: Ein Gegenstand, der um so viel mehr bei gegenwärtiger Feierlichkeit verdienet behandelt zu werden, als es viele giebt, die es sogar lächerlich finden, wenn man behauptet, es

gebe Pflichten der Christen gegen ihre Seelensorger.

Welche sind dann also diese Pflichten, die ihr meine Christen, gegen euren Seelensorger habt? Ihrer sind viele: ich aber wähle nur drei derselben zu meinem Vortrage, welche die wichtigsten sind, und am leichtesten aus der Natur des Seelensorgeramtes erkannt werden. Zutrauen, Folgsamkeit, Liebe sind die dreifache Pflicht, die ihr gegen euren Seelenhirten habet. Sehet hier den Inhalt der drei Theile meiner heutigen Rede. Der Christ ist schuldig gegen seinen Seelensorger kindliches Zutrauen zu haben. Dieses zeiget der erste Theil. Er ist schuldig, seinem Seelensorger Folgsamkeit zu erweisen. Dieses zeigt der zweite Theil. Er ist schuldig, wahre Liebe gegen denselben zu tragen. Dieses zeiget der dritte Theil. Ich behandle alles so kurz, als es nur möglich ist. Vernehmet mich.

Erster Theil.

Der Seelensorger ist der geistliche Vater seiner Gläubigen, die in seinem Bezirke wohnen; er muß für das geistliche Wohl derselben eben so sehr sorgen, als ein Vater für das leibliche Wohl seiner Kinder zu sorgen pfleget. Ein Vater trachtet seine Kinder vor allem Schaden zu bewahren, aus allen Gefahren zu retten; er bestrebet sich alles das Gute zu verschaffen, das er nach seinen Umständen ihnen nur immer verschaffen kann; er ist besorgt, sie allenthalben gesund zu erhalten, und wenn ihre Gesundheit erschüttert ist, wenn sie in das Krankenlager sind geworfen worden, ihnen zur Genesung zu verhelfen; er befleisset sich allen ihren Beschwerden abzuhelfen, sofern es sein kann. So machet es jeder leiblicher Vater: aber eben so machet es auch jeder Seelensorger in Rükksicht der Seelen seiner Pfarrkinder, solange er seinem Stande, seiner Bestimmung getreu bleibt. Er entdekket ihnen die Gefahren ihrer Seelen; er zeiget ihnen die Gelegenheiten, in denen sie

ihrem Untergange sich nähern; er schildert ihnen die Abscheulichkeit der Laster mit Farben, die sie davon abschrekken müssen; er zeiget ihnen die Mittel an, wodurch sie dem Falle in schwere Sünden entgehen, oder aber, wenn sie schon gefallen sind, von selbem wiederum aufstehen können; er belehret sie, wie sie auf der Bahne der Tugenden fortschreiten, wie sie in christlicher Vollkommenheit wachsen; wie sie die Hindernisse der Gottseligkeit aus dem Wege räumen; wie sie den aufsteigenden Beschwerlichkeiten ohne viele Mühe abhelfen können.

Handelt also der Seelensorger nicht als wahrer Vater? Ja Christen; er handelt weit mehr väterlich als viele leibliche Väter jemals handeln können, oder zu handeln pflegen. Denn wie viele Beschwerlichkeiten hat er bei der Seelensorge nicht zu überwinden? Wie oft muß er seine Mahlzeiten, wie oft seine auch erlaubten, und für seine Gesundheit erforderlichen Ergötzlichkeiten unterbrechen; wie oft seinen nothwendigen Schlaf abkürzen? Das Wetter mag noch so ungestümm sein, so muß er dennoch gehen, wenn

er gerufen wird; die Krankheit mag noch so anstekkend sein, so muß er sich dennoch dem Krankenbette nähern, wenn er verlanget wird; die Stunde mag ihm noch so unbequem fallen, so muß er sich alles gefallen lassen, wenn sein Amt seine Gegenwart anderstwo fordert. Er darf auf seine Bequemlichkeit nicht sehen, selbst auf seine Gesundheit nicht, wenn diese oder jene ihn in den Arbeiten, die er zum Besten der Seelen auszuüben hat, hinderlich sein könnte. Er sieht auch nicht darauf; er achtet keine Beschwerde, keine Unbequemlichkeit, keine Gefahr; er thut, und unternimmt alles, was sein Amt von ihm begehret, mit Vergnügen, ja mit Freuden, er thut es als wahrer Vater: denn er sieht alle Bewohner seiner Pfarre als Kinder, die er durch das Evangelium in Christo gezeuget hat, an.

Aber was fordert diese väterliche Liebe von denen, gegen die der Seelensorger sie trägt? Fordert sie nicht wenigstens, daß ihr von ihnen kein Hinderniß im Wege geleget werde? Wie wenig kann ein Seelensorger thun, wenn er nicht das Zutrauen seiner Pfarr-

kinder hat! Wie wenig kann er leisten, wenn sich seine Schafe zu ihm nicht nahen! Wenn sie sich ihm entziehen; sich von ihm entferuen; ihn fliehen: wie wird er für ihr Heil sorgen können? Wenn sie ihm die Wunden ihrer Seelen nicht entdekken; wenn sie ihm ihre Begierden, Wünsche und Leidenschaften nicht zu erkennen geben; wenn sie ihn nicht einsehen lassen, was für einen Einfluß auf sie die allgemeinen und sonderheitlichen Ereignisse, gefährliche Oerter und Begebenheiten oder die öffentlichen Aergernisse haben; wenn sie ihm die besondern Gelegenheiten, die sie in ihrem eigenen Hause entweder zum Guten oder aber zum Bösen haben, verhehlen: wie wird er sie leiten? Wie wird er bei bedenklichen Fällen einen angemessenen Rath; wie bei Unglükksfällen einen ergiebigen Trost; wie bei jedem Umstande eine anpassende Lehre geben können? Sehet meine Christen, wie ihr euren Seelenhirten aus der Wirksamkeit setzen würdet, so ferne ihr ihm euer kindliches Zutrauen entziehen würdet? Aber ich schöpfe von euch ein besseres Urtheil; ich hoffe, ihr

werdet euch ihm gänzlich entdekken; ihr werdet euch so vor ihm sehen lassen, wie ihr vor eurem eigenen Gewissen; wie ihr vor Gott, dem allwissenden und gerechten Richter erscheinet; ich hoffe, ihr werdet mit kindlicher Zuversicht allzeit mit ihm reden, damit er euch mit seiner väterlichen Liebe umfassen, und mit zärtlicher Sorgfalt für euer Heil sorgen könne.

Warum sollet ihr aber auch ihm diese kindliche Zuneigung vorenthalten? Verdienet er sie etwann von euch nicht? Wer kann sie wohl mehr verdienen? Könnet ihr das Herz dessen, der so väterlich für euch sorget, durch eure Zurükhaltung, durch euer Mißtrauen kränken? Könnet ihr ihm sein Amt, das ohnehin mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden ist, noch dadurch beschwerlicher machen, daß ihr seine Bemühungen für euer Heil durch den Mangel eures Zutrauens vereitlet? Wäre das wohl rechtschaffen gehandelt? Wäre es aber wohl zu eurem Nutzen gehandelt? O ihr würdet euch selbst dadurch am meisten schaden: denn eben dadurch, weil ihr seine Arbeiten für

euer Heil unwirksam machet; vernachlässiget ihr dasselbe, und wirket es nicht zu rechter Zeit; eben dadurch leget ihr selbst der Beförderung eures Seelenheiles Hindernisse im Wege. Wem schadet ihr also durch dieses Mißtrauen? Nicht wahr euch selbsten? Handelt ihr so vernünftig?

Oder glaubet ihr vielleicht, es gelte gleichviel, wenn ihr einem andern Priester euer Vertrauen schenket? Ist nicht ein Priester so wie der andere? Fraget ihr öfters. Ja, meine Christen, die geistliche Macht des Priesters ist bei allen gleich: aber die verschiedenen Umstände machen, daß der Seelensorger, der im Orte selbst ist, mit mehr Wirksamkeit diese Macht ausüben kann. Wie viele Beispiele könnte ich euch von dieser Wahrheit zeigen: jedoch nur eines soll genugsam sein, das euch vielleicht auf viele andere erinnern wird. Eine Gattinn lebet in Uneinigkeit mit ihrem Gatten; sie wird zum Zorne, zur Rachgierde, zum Fluchen und Schelten, zu Handlungen verleitet, die dem Gatten äusserst mißfällig sind, zu andern Fehltritten; sie will ihrem See-

lensorger nichts entdekken; sie geht in einen entfernten Ort; sie klaget sich bei dem Priester desselben Ortes ihrer Sünden wegen an. Freilich wird sie der Priester eben sowohl, wenn sie wahre Reue über ihre Sünden hat, von selben lossprechen, als sie ihr Seelensorger würde losgesprochen haben: allein wird er ihr auch eben so angemessene Mittel zur Vermeidung derselben an die Hand geben können, als es der Seelensöeger gekonnt hätte? Gewiß nicht! Hierzn würde erfordert eine genaue Kenntniß sonderheitlicher Umstände, und wer kann diese heben? Der entfernte Priester, oder der im Orte gegenwärtige Seelensorger? Der erste kennet den Gatten nicht; nicht seine Neigungen; nicht seine Unterhaltungen; der Ortspfarrer kennet sie gewiß, oder kann sie doch wenigstens leicht kennen. Der entfernte Priester kann also, wenn es hoch kömmt, nur im Allgemeinen Trost oder Ermahnungen geben; der Seelensorger des Ortes aber kann eines so wie das andere nach den besonderen Umständen einrichten; und daß die leztere Art zu trösten, zu ermahnen, zu be-

lehren wirksamer sei, als die erste, wird doch ein jeder leicht eingestehen. Setzen wir aber erst den Fall, daß es die Umstände erfordern, daß man um eine Ausgleichung zu treffen, mit dem Gatten reden müsse, wie kann es der entfernte Priester thun? Und wollte er es auch thun, wird der Gatt seine Dazwischenkunft billigen? Wird er ihn zur Mittelsperson annehmen wollen? Er kann sich dagegen setzen; aber gegen die Dazwischenkunft des Seelenhirten kann er, und darf er sich nicht setzen. Auf diese Art ist also in diesem Falle, und in tausend andern Fällen die geistliche Hilfe des Seelensorgers wirksamer als eines jeden andern Priesters. Und dieser wirksameren Hilfe entzieht man sich selbsten, wenn man seinem Seelensorger das kindliche Zutrauen nicht schenket. Werdet ihr sie ihm nicht schenken wollen?

Zweiter Theil.

Aber die Pflicht dieses kindlichen Zutrauens ist nur die erste Pflicht, die ihr ge=

gen euren Seelensorger habet: die zweite eben so wichtige, ja noch wichtigere ist die Pflicht der Folgsamkeit. Ohne diese Folgsamkeit nützet das Zutrauen nichts. Das kindliche Zutrauen der gläubigen Heerde machet zwar, daß die Bemühungen des geistlichen Hirten wirksam sein können: allein daß sie auch in der That wirksam sind, das kömmt nur von der Folgsamkeit her: Christen müssen also gegen ihre Seelensorger eben so folgsam sein, als sie zuversichtliches Zutrauen zu ihm haben müssen. Der Grund dieser Wahrheit liegt ebenfalls in dem, daß derselbe der geistliche Vater aller Gläubigen ist, für die er zu sorgen hat. Was für ein Vergnügen würde es wohl für einen Vater sein, wenn seine Kinder ihm ihr ganzes Zutrauen schenkten; ihm aber nicht folgsam wären? Wie würde er zufrieden sein, wenn sie zwar seine Lehren, seine Ermahnungen, seine guten Räthe anhörten; sie aber nicht befolgten, sie nur in den Wind schlügen? Oder aber, was würde den Kindern ihr aufrichtiges Zntrauen ohne genaue Folgsamkeit helfen? Wozu würde es ihnen

nützen? Oder vielmehr sollte ich fragen, wie sehr würde es ihnen schädlich sein?

Was hier von den Kindern eines leiblichen Vaters wahr ist, das gilt auch von den Kindern eines geistlichen Vaters. Umsonst würdet ihr, meine liebsten Christen, euer Zutrauen eurem Seelensorger schenken, wenn ihr ihm nicht auch in allem dem, was auf euren sittlichen Zustand einen unmittelbaren Einfluß hat, genaue Folgsamkeit bezeigtet. Glaubet nicht, daß ich zu viel von euch fordere. Ich sage, ihr sollet ihm eine genaue Folgsamkeit leisten, nicht eine unbedingte; ich sage, ihr sollet in allen jenen Stükken, die einen unmittelbaren Einfluß in den Zustand eurer Seelen und eurer Seligkeit haben, Folgsamkeit leisten; ich fordere nicht, daß sich eure Folgsamkeit bis auf jene Sachen erstrekke, die einen nur mittelbaren Einfluß dahin haben; obwohl ich auch dieses fordern zu können glaube. Jedoch ich muß mich noch deutlicher erklären. Die eigentlichen Vorschriften der Sitten, die Gebothe und Verbothe Gottes mit ihrer eigenthümlichen Bedeutung, die in der

Schrift entweder klar angeordneten, oder doch gegründeten Religionsanstalten haben einen unmittelbaren Einfluß in den sittlichen Zustand eurer Seelen, weil sie die Wege zur Vollkommenheit und zur Seligkeit anzeigen. In diesen Stükken seid ihr ihm gänzlichen Gehorsam schuldig: euer eigener Nutzen fordert diesen Gehorsam; und die Stelle, die euer Seelensorger vertritt. Beides werdet ihr leicht begreifen.

Der Seelensorger vertritt nicht seine Person, nicht die Person des Menschen, wenn er euch vorschreibt, was ihr zu thun oder zu lassen habt; er zeiget nicht Gebothe, die er selbst verfasset hat: sondern er kündiget seiner Heerde nur den Willen Gottes an; er leget ihr nur die Gebothe vor, die Gott dem Menschen aufleget; er ist nicht der Gesetzgeber, sondern der Verkünder desjenigen Gesetzes, dem er eben sowohl als alle andern unterworfen ist. Wenn man also seinen Worten, seinen Räthen, seinen Ermahnungen nachlebet, so gehorchet man nicht ihm, nicht einem Menschen, sondern man gehorchet Gott selbst, der der eigentli-

che Gesetzgeber ist; der unser unbegränzter Herr ist; der uns befehlen kann; dessen Willen wir alle gehorchen müssen. Wer sollte wohl dem grossen, dem gütigen Gott nicht gehorchen wollen? Nun frage ich euch, meine Lieben, habt ihr euren bisherigen Seelensorgern Folgsamkeit geleistet? Habt ihr die Ermahnungen dessen, der unlängst verbliechen ist, befolget? Hat er euch niemals die Abscheulichkeit und Schädlichkeit der Laster des Hochmuthes, des Wuchers, der Unmässigkeit im Essen und im Trinken, der fleischlichen Wollust gezeiget? Hat er euch niemals aufgemuntert den Weg der Tugenden, wenn er auch noch so beschwerlich sein sollte; wenn er auch mit noch so vielen Steinen, selbst mit Dornen besetzet sein sollte, zu wandeln? Hat er euch niemals eure Pflichten, die Pflichten der Gatten, die Pflichten der Eltern, die Pflichten der Kinder und Dienstbothen, die Pflichten des Bürgers und Unterthans; die Pflichten besonderer anderer Stände vor Augen geleget? Er that es: aber was thatet dann ihr? Waret ihr ihm gehorsam? Verliesset ihr die

breite Strasse des Lasters? Betratet ihr den schmalen Steig der Tugend? Erfülltet ihr eure Pflichten genauer als vormals? O, ich wollte wünschen, ihr könntet auf alle diese Fragen ja antworten! aber muß ich nicht etwann das Gegentheil befürchten?

Wenn ihr nun euch schuldig wisset eines Mangels der Folgsamkeit gegen euren vorherigen Seelensorger; werdet ihr wohl gegen den, der euch heut als euer rechtmässiger Hirt vorgestellet wird, mehr Folgsamkeit bezeigen? Gewiß werdet ihr es, wenigstens wenn ihr auf euren eigenen Nuzen sehen wollet. Saget mir, 'was nützet es euch, wenn ihr die schönsten Lehren höret; die vortreflichsten Ermahnungen erhaltet; die besten Rathschläge bekommet, aber nichts von allem dem befolget, was ihr vernommen habt? Eitel ist alle gute Kenntniß, wenn das Werk darnach nicht eingerichtet ist. Nicht jene sind selig zu nennen, die das Wort Gottes anhören: sondern nur die, welche es befolgen. Nicht die Hörer des Gesetzes, sagt der Apostel, werden vor Gott gerechtfertiget, sondern die Voll-

zieher desselben. Selbst Jesus die göttliche Wahrheit spricht: **Selig sind die, welche das Wort Gottes anhören, und es bewahren.** Ja vielmehr wer die Wahrheiten des Heiles kennet, und nicht darnach lebet, der unterliegt vor Gott einer schweren Verantwortung, wie uns Christus selbst versichert, da Er saget: **Wer seines Herrn Willen weiß, und nicht thut, wird mit vielen Streichen,** mit schweren Strafen **gezüchtiget werden.** Sehet nun Geliebte, die zwei Ursachen, warum ihr dem Priester, der für das Wohl eurer Seelen sorgen muß, folgsam sein sollet. Er trägt erstens nicht seinen Willen vor, sondern den Willen Gottes, unsers Herrn; zweitens die Folgsamkeit, die wir ihm beweisen, dienet zu unserem eigenen Besten. Seiet ihm also jederzeit folgsam in jenen Stükken, welche unmittelbaren Einfluß auf euer Seelenheil haben, wie ich euch schon erkläret habe.

Aber auch in jenen Sachen, die nur einen mittelbaren Einfluß auf euer Seelenheil haben, geziemet es sich dem Vater eures geistlichen Lebens Gehorsam zu leisten.

Was sind aber wohl diese für Sachen? Dergleichen Stükke sind alle sowohl entferntere als nähere Gelegenheiten zum Guten oder zum Bösen: sie mögen schon lebhaft oder unlebhaft sein. Freilich hat der Seelensorger kein Recht jemanden zu einer Handlung zu nöthigen, oder sie ihm als nothwendig darzustellen, die nicht nothwendig ist: aber hat er nicht das Recht zu sagen, was er nach reifer Uiberlegung für wahr hält? Hat er nicht das Recht anzuzeigen, welche Handlung er für gefährlich zum Seelenheile hält, welche für zuträglich? Hat er nicht das Recht dem, der sich ihm auvertrauet, zu rathen, daß er jene unterlasse, diese ausübe? Oder hat der Priester, eben weil er Priester ist; eben weil er das, was er unternimmt, aus Sorgfalt für das Heil der Seinigen unternimmt, ein eingeschränkteres Recht als alle übrigen Menschen haben? Jeder Freund kann zum andern sagen: Vermeide dieses Haus; man suchet in selbem dir an deinem Vermögen, an deiner Ehre zu schaden: und sollte der Seelensorger nicht sagen können: Christliche Seele, vermeide

dieses Haus; man suchet in selbem dir an deiner Seele zu schaden?

Und wenn der Priester so, oder auf ähnliche Art redet, verdienet er nicht daß man ihm folge? Wer folget nicht gerne einem Freunde, der ihm etwas Gutes räth? Und wer ist mehr Freund, als der Seelensorger gegen seine christliche Heerde? Wer kann etwas Besseres rathen, als er zu rathen pfleget? Werdet ihr ihm nun nicht auch in solchen Stükken Folgsamkeit bezeigen wollen? Jedoch hier kann diese Folgsamkeit beschränkt, bedingt seyn: denn hier ist es möglich, daß derjenige, der den Rath bekömmt, die Sache wirklich weit besser kennet, als der, der ihn ertheilet. Dieser Fall allein wird ausgenommen: sonst aber, wie kann man den Mangel der Folgsamkeit auch in jenen Stükken, die nur einen entfernten Einfluß auf das Heil der Seelen haben, rechtfertigen oder entschuldigen? Er würde nur von einer sehr gefährlichen Gleichgiltigkeit gegen das Seelenheil, oder sonst von einem grösseren Fehler herkommen. Werdet ihr wohl, meine Christen, euch eines

solchen Fehlers schuldig machen wollen? Folget also eurem Seelensorger in allen Gelegenheiten; folget ihm, wenn er die Sittenlehre Jesu vorträgt; folget ihm, da er euch gute Räthe ertheilet: damit ihr eure Pflicht erfüllet; ihm seine Mühe versüsset, und euer Seelenheil befördert.

Dritter Theil.

Folget ihm: sein Bestreben für euer wahres Beste, für das Heil eurer Seelen verdienet diese Folgsamkeit; es verdienet aber auch eine wahre aufrichtige Liebe; eine zärtliche Liebe, die nicht in blossen Worten besteht, sondern sich selbst in Handlungen zeiget. Ja meine Christen, es ist für euch eine besondere Pflicht, daß ihr euren Seelensorger mit Worten, und mit Werken lieben müsset. Die allgemeine Liebe, die der Christ gegen alle Menschen zu tragen hat, ist hier nicht genug; das besondere Band, das zwischen dem Seelenhirten und seinen Schafen besteht, erfordert auch eine vorzüglichere, eine thätige Liebe. Dankbarkeit

und Erkenntlichkeit müssen mit dieser Liebe verbunden sein. Wenn ein Kind seinen leiblichen Vater aus Dankbarkeit für das Gute, das er ihm erweiset, zu lieben schuldig ist, um wie viel mehr müssen wir den Seelensorger aus Dankbarkeit lieben für das Gute, das er uns erweiset? Ist denn nicht das Gute, das wir von dem Seelenhirten erlangen, weit besser, weit edler und vorzüglicher als dasjenige, das uns unsere leiblichen Väter geben? Dieses ist nur irdisch, ist nur vergänglich: jenes hingegen ist ewig, ist himmlisch. Lieben wir den, der uns die zeitliche Nahrung reichet; um wie viel mehr müssen wir jenen lieben, der uns die Speise der Seelen reichet? Lieben wir den, der uns mit Menschen aussöhnet, die uns Gutes erweisen können, um wie viel mehr müssen wir den lieben, der bestimmt ist uns mit Gott, von dem unsere ganze Seligkeit abhangt, wiederum auszusöhnen, so fern wir Ihn durch unsere Sünden gegen uns ungnädig gemacht haben?

Diese Liebe ist um soviel nothwendiger, da ihr ohne dieselbe die ersten zwei Pflichten,

das kindliche Zutrauen, und die Folgsamkeit, niemals erfüllen werdet. Wer hat jemals ein Zutrauen zu dem, den man hasset? Wer vertrauet sich dem an, gegen den er nur gleichgiltig ist? Mit dem, gegen den man nur kaltblütig gesinnet ist, pfleget man niemals besondern Umgang zu haben; man bekümmert sich nicht um ihn; man sieht gar nicht darauf, wo er sich befindet; was er thut; wie er denket. Um soviel weniger wäre das möglich gegen den, von dem man eine gewisse Abneigung hätte, wenn sie auch noch so gering wäre. Man redet nicht gern mit ihm; man ist nicht einmal gern in seiner Nähe. Eben so wenig hätte die Folgsamkeit statt. Wenn uns jemand, den wir lieben, einen Rath ertheilet, wie schnell befolgen wir ihn, selbst aus der Ursache, weil wir ihn lieben! Wir sind der Meinung, wir erweisen den andern durch Befolgung seines Rathes eine wahre Gefälligkeit; und wir irren nicht, da wir dieser Meinung sind; und eben darnm erfüllen wir den uns ertheilten Rath desto sicherer und genauer. Auf eben diese Art wird auch jeder Christ

die Ermahnungen und guten Räthe seines Seelensorgers nur desto genauer und besser befolgen, jemehr er ihn liebet. Noch mehr! Wer höret dann gern einen Menschen an, gegen den er keine Zuneigung in sich fühlet? Entfernen sich nicht bisweilen die Kirchkinder aus der Kirche, wenn ihr Seelensorger die Kanzel besteiget? Aber welche sind diese? Sind es die, die ihn wahrhaft, aufrichtig lieben? Diese drängen sich vielmehr fleissig hin, wo sie ihren Liebling sehen, und hören können. Wo der Seelensorger von seiner Gemeinde geliebt wird, da redet er immer nur vor einer zahlreichen Versammlung: weil alle gerne, mit Vergnügen die Lehren seines Mundes vernehmen. Wer nun seinen Seelensorger nicht liebet, wird seinen Lehren nicht beiwohnen; seine Ermahnungen nicht anhören, und so sich der Gefahr aussetzen in vielen wichtigen Stükken unwissend zu verbleiben. Allein wird den Unwissenden seine Unwissenheit in diesem Falle vor Gott entschuldigen? Die Unwissenheit entschuldiget nur damals vor Gott, wenn es nicht in der Macht des Menschen steht, dieselbe zu ent-

fernen. Wer aber seinen Seelensorger aus was immer für einer Ursache nicht hören will, der könnte die Unwissenheit leicht von sich entfernen: er ist also an dieser Unwissenheit selbst Schuld: wie kann er dadurch vor Gott entschuldiget sein? Sehet also meine Christen, das ihr euch selbst zum Theile schadet, wenn ihr euren Seelensorger nicht liebet. Wie viele Ursachen habt ihr also, eure Seelensorger aufrichtig und wahrhaftig zu lieben!

Wie nun aber, wie waret ihr bisher gegen die gesinnet, die für das Heil eurer Seelen wachten, und sich bearbeiteten? Gegen die, die Tag und Nacht auf euren geistlichen Nutzen bedacht waren? Liebtet ihr sie? Wodurch habt ihr dann eure Liebe bisher bezeiget? Ich fürchte, bei reiferem Nachdenken werdet ihr euch manche Vorwürfe machen müssen. Haben sie dann eure Liebe, durch ihre zärtliche Sorgfalt nicht verdienet? Oder haltet ihr die geistlichen Güter, die ihr durch ihre Bemühungen erlanget für so gering, daß sie euch nicht einmal zur dankbaren Liebe aufmuntern können?

Nein meine Christen, so bös will ich von euch nicht denken. Habt ihr bisher euren Seelensorger zu wenig geliebet, so will ich vielmehr glauben, es sei aus Mangel der gehörigen Uiberlegung geschehen, an der ihr durch tausend unfreiwillige Ursachen seiet verhindert worden. Ist aber das, so änderet euer Betragen gegen den, der jetzt die geistliche Sorge für euch übernimmt, und gegen seine etwanigen Nachfolger; liebet sie eben wegen dieser Sorgfalt, die nur allein auf euer Bestes abzielet; zeiget ihnen eure Liebe mit euren Werken. Erfreuet euch über das Gute, das ihnen zu Theile wird; nehmet Theil an ihrem Schmerzen bei ihren widrigen Zufällen; unterstützet sie, wenn sie in Nöthen sind, und eurer Unterstützung bedürfen; gebt ihnen, was ihr ihnen zu geben schuldig seid, wenn ihr es thun könnet, mit Freuden, und kenntbarer Gutmüthigkeit; findet ihr an ihnen Fehler, so leget ihr sie so gut aus, als es möglich ist; verberget dieselben vor andern; habet Mitleiden mit ihren Schwachheiten: denn auch sie sind Menschen, und bleiben Menschen; endlich

bittet Gott für sie, daß er sie mit seiner Gnade durch dieses qualvolle Erdenleben bis zum heiligen Sion begleiten wolle, damit sie dort jenen Lohn empfangen, den ihnen hier auf dieser Welt Niemand geben kann. So liebe Christen, so werdet ihr euch selbst überzeugen können, daß ihr auch die dritte Pflicht gegen eure Seelensorger ausübet, und sie wahrhaft liebet.

Beschluß.

Diese sind nun die drei Pflichten, die jeder Christ gegen seinen Seelensorger zu befolgen hat. Wer sollte sie nicht erfüllen wollen? Kann man etwas schöneres, etwas Reizenderes denken, als die beiderseitige Erfüllung aller Pflichten? Beobachtet ihr eure Schuldigkeiten, so wird auch euer Seelensorger die seinigen gewiß erfüllen; ja er wird sie mit Munterkeit und Freude erfüllen; mit gedoppeltem Fleisse wird er sie erfüllen: weil er sieht, daß seine Arbeiten nicht für Undankbare unternommen werden. Er wird euer kindliches Zu-

trauen niemals mißbrauchen, sondern zu eurem wahren Vortheile benutzen. Durch euer Folgen wird sein Eifer desto mehr aufgemuntert werden das Wort Gottes faßlich, gründlich und rührend vorzutragen. Eure Liebe, die ihr ihm erweiset, wird die seinige, die er gegen euch trägt, verdoppeln, und er wird sich euch nicht nur als geistlichen Vater zeigen in den Angelegenheiten eurer Seelen, sondern auch als wahren, theilnehmenden, wohlthätigen Freund in körperlichen Anliegen und Widerwärtigkeiten; auch in diesen wird er trachten euer Rathgeber, euer Unterstützer, und wenn es sein kann, euer Helfer zu sein. Nur verlanget nicht von ihm, was seine menschlichen Kräfte übersteigt; das Uibrige, was in seiner Macht ist, wird er euch gewiß leisten; wenn nur auch ihr eurerseits alles das leistet, was man von guten Pfarrkindern, in Ansehung ihrer Umstände erwarten kann. Von Seite seiner kann ich euch versprechen, daß er sich stäts bestreben wird, allen seinen Pflichten, die er als eurer Seelensorger auf sich hat, genug zu thun: erlaubet

mir, daß ich auch von eurer Seite versprechen darf, daß ihr alle Pflichten, die ihr als seine Pfarrkinder auf euch habt, auch erfüllen werdet. O ja, meine Christen, mir scheint, ihr winket mir die Erlaubniß zu ihm das in eurem Namen zu versprechen.

So tritt dann hervor, ehrwürdiger Priester; übernimm die geistliche Sorge für das Heil der drei gegenwärtigen Pfarrgemeinden, sei du ihr Lehrer, ihr Führer, ihr Rathgeber, ihr Hirt; lehre sie mit Worten; erquikke sie mit den Sakramenten als den sichtbaren Mitteln ihres Heiles; leite sie mit guten Beispielen. Sie werden deine Stimme mit Freuden hören; nur von dir werden sie den Genuß der Sakramente verlangen; deinem Beispiele werden sie folgen: mit einem Worte, sie werden deine Schafe, deine guten Schafe sein; bethe für sie zu Gott, und sie werden auch für dich bethen. Opfere dem unsterblichen Vater seinen eingebohrnen Sohn auf für das Heil deiner und ihrer Seelen: damit du einstens zu deinem Gott sagen könnest: Sieh! Herr, diese sind es, die Du mir anvertrauet hast,

Ich habe keinen aus ihnen verlohren, als das Kind des Verderbens; keinen als den, der sich selbst muthwilliger Weise ins Verderben stürzen wollte. O gebe doch Gott, daß das von keinem aus gegenwärtiger Versammlung könne gesagt werden! Gebe Gott, daß wir alle, die wir hier versammelt sind, auch in Ewigkeit vereinigt Gott unaufhörlich loben, und preisen. Amen.

Anmerkungen

Daß man beide diese Reden sowohl erweitern als auch abkürzen könne, ist wohl ohne mein Erinnern klar: daher ist es auch möglich, daß man aus beiden nur eine Rede mache, in der man von den Pflichten des Seelensorgers eben sowohl, als von den Pflichten der Pfarrkinder redete. Die ersten würden alsdann den Inhalt des ersten Theiles, die letzten den Inhalt des zweiten Theiles ausmachen. Der Stoff zum ersten Theile würde aus der ersten dieser zwei Predigten; aus der letzten aber der Stoff zum zweiten Theile genommen wer-

den. Diese beiden Reden könnten Vieles gewinnen, wenn man die Lokalumstände der Pfarre, in der man sie zu halten gedächte, benutzen wollte. — Die letzte Rede könnte mit den gehörigen Veränderungen auch bei Gelegenheit des ersten Meßopfers eines neugeweihten Priesters gehalten werden. Für welche Gelegenheit ich noch einen kurzen Predigtentwurf hersetze; oder wie ich sie im gegenwärtigen Werke zu nennen pflegte, einen Skelet, der auch bei andern Gelegenheiten kann gebrauchet werden.

Skelet.

Bei gegenwärtiger Feierlichkeit finde ich ganz angemessen zu sein von der Eigenschaft und Wirksamkeit des heiligen Meßopfers zu reden.

Es ist ein Versöhnungsopfer, aber

1) nur für den wahren Büsser,

2) und nicht für den unbußfertigen Sünder.

Das Meßopfer kann nur für den ein Versöhnungsopfer sein, dem Gott Ver=

zeihung seiner Sünden und die Versöhnung verheißt: **Durch eine einzige Opferung Seiner selbst, saget Paulus, hat Jesus seine Geheiligten für alle Zeiten der Vollkommenheit zugeführet. Nach einer solchen Vergebung der Sünden ist kein ferneres Schuldopfer nöthig.** Dieser aber ist kein anderer, als der wahre Büsser, wie uns die Propheten klar sagen:

Wenn du geängstiget bist, und zum Herrn, deinem Gott zurükke kehrest, und seinen Gebothen gehorchest, so wird Er Sich als einen barmherzigen Gott erweisen.

Im Gegentheile aber kann dieses grosse Opfer dem zur Versöhnung nicht gereichen, von dem der Apostel saget, daß für ihn kein Ort zur Aussöhnung mehr übrig seie; und das saget er von denen, die entweder niemals Busse wirken, oder aber nach angefangener Busse wiederum in die vorigen Laster zurükke fallen. **Wenn wir, nachdem wir von der Heilswahrheit sind überzeuget worden, sie vorsetzlich verläugnen: so ist weiter kein Sündopfer für**

uns: sondern das schrekkliche Erwarten des Gerichtes, und jenes Rachfeuers, das die Widerspänstigen verzehret.

Das Opfer der Messe also soll die Christen, so oft sie demselben beiwohnen, zur wahren Busse und zur Beharrlichkeit in guten Werken antreiben.

Gedrukkt mit v. Ghelenschen Schriften.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lauber, Joseph, 1744-1810

Vollständiges homilietisches Werk zum bequemen Gebrauche für wirkliche und künftige Seelensorger in der Stadt und auf dem Lande

Bd.: 8

Wien 1796

Hom. 812-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10460328-6
VD18 90206304